Schriften

von

Caroline Pichler.

Sechs und zwanzigstes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Frauenwürde (Fortsetzung.) . . . . . S. 3

Frauenwürde.

59. Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz, den 10. Mai 1811.

Der Tag bricht an nach einer in jeder Hinsicht stürmischen Nacht. Die schwarzen Donnerwolken, die sich ihrer Fülle entledigt haben, ziehen zerrissen in wunderbaren Gestalten am grauenden Himmel hin. Schon entglimmt ein röthlicher Streifen in Osten, und über den blutigen Schein legt sich ein tiefschwarzer Schleier, und deckt ihn, mitleidig? oder ahnungsvoll? zu, wie das Schwarz des Trauerkleides sich über ein blutendes Herz legt.

Kein Schlaf hat meine Augen besucht. Für mich ist es noch gestern. Wie ist es doch möglich, Bertha! daß die besten Menschen aus einem armseligen Aberglauben an das Gerede der Welt und an einen äußeren Schein, der sie ja vor ihren und jener höheren Macht Augen nicht schlechter macht, so bänglich zittern, und diesem Moloch das Liebste, Schönste in die glühenden Arme werfen können!

Wenn das so bleibt, wenn keine Möglichkeit ist, eine andere Ansicht in seiner Brust zu wecken, was habe ich zu hoffen? Ein ewiger Kampf mit blinden Mächten, mit Vorurtheil, Gewohnheit und Klätscherei steht mir bevor, und wie drei Furien erheben sich diese drei Gespenster in ihrer dunkeln, unbestimmten, und darum um so furchtbareren Gestalt vor mir. Riesig, unver-

meidlich, unberechenbar stehen sie mir gegenüber, und alle meine Freuden und Hoffnungen scheitern an diesen Felsenriffen, die keine Macht der Liebe oder Vernunft zum Weichen bringen kann.

Was habe ich nicht ge[illegible]n den ganzen Tag und diese Nacht gelitten!

Es war ein Tag, dessen Erinnerungen schon schneidend in mein Gemüth dringen, und es in seinen lebendigsten Tiefen auf's schmerzlichste berühren mußten, Ludwigs Hochzeittag mit Leonoren!

Ich hätte an diesem Tage mehr Schonung bedurft, als sonst; ich hätte in der Nähe des liebenden Wesens diese Stacheln peinigender Erinnerung sollen beschwichtigen können. Ich schrieb daher schon vorgestern an Ludwig, ohne dieser Ursache eigentlich zu erwähnen. Mein Gemüth, aufgereizt durch jene Anklänge, die, vergebens niedergekämpft, sich immer wieder in meiner Brust bewegten, mochte sich vielleicht in heftigeren Ausdrücken ergossen haben, und meine Bitten zu dringend gewesen seyn. Seine Antwort trug das Gepräge aufgeschreckter Angst und beklommener Verwirrung. Ich möchte nicht in ihn dringen, ich möchte ihn *nur diesen* Tag verschonen, er müsse ihn ganz bei der zubringen, die ihm das Schicksal zur Gattin aufgedrungen! Kurz, er hatte beschlossen, gerade an *diesem* Tage, wo mir seine Gegenwart so nothwendig gewesen wäre, *nicht* zu kommen.

Das war mehr, als mein hochaufgeregtes Herz zu tragen vermochte. Ich schrieb ihm wieder, ich ließ mein verletztes Gemüth sprecken, ich verbarg ihm die leidenvollen Tiefen meiner glühenden Brust nicht. Keine Antwort! Kein tröstender Anblick des geliebten Wesens!

So blieb es bis spät am Abend. Schwül und schwer lag nach einem heißen Tage die Luft auf der qualmenden Stadt, schwüler und schwerer mein eisernes Geschick auf mir. Da zogen finstere Wolken von allen Seiten herauf, schwanger mit Blitzen, mit Wasserfluthen und Donnerkeilen. Was lag in ihrem dunkeln Schooße für die zagende Welt verborgen! Was in der finsteren Tiefe der Zukunft für mich?

Jetzt zerrißen Leuchtungen die Nacht der Wolken in grause furchtbare Geistergestalten, die über dem rothblauen Grunde schnell sichtbar hinschwebten, und noch schneller verschwanden. Dumpf rollte der Donner aus weiter Ferne, und kündete die Schrecken an, die mir bevorstanden.

Ich war an's Fenster getreten. Die Dämmerung wich der Nacht früher, als sonst, vom überhangenen Himmel. Dort und da entglimmte ein Licht in den Fenstern, und warf den zitternden Schein in die Finsterniß hinaus. Einzelne dunkle Gestalten wankten über die Straße, es ward still und stiller, und wie eine Welt voll drückender Ahnungen lag die schwere Gewitterluft auf meiner Brust. Da sah ich Etwas von der Ecke der Straße schnell durch's Dunkel hervorschreiten. Es blitzte. In der Leuchtung erschien die hohe Gestalt in den weißen Mantel eingeschlagen. Mein Herz pochte. Jetzt noch ein Blitz! Der Sturmwind riß sich los, die Staubwolken wirbelten, der Wanderer hielt mit Mühe den Mantel, er kam näher, an das Thor meines Hauses — o Gott! Es war Ludwig!

Ganz voll Staub, der an den schönen Augenwimpern und an dem braunen Gelocke hing, glühend roth vom

schnellen Streben durch den Sturm, trat er ein, und ich lag an seiner Brust. Ach, nun war Alles vergessen, und kein Vorwurf fand mehr den Weg über meine Lippen! Aber ich sah bald, daß Ludwig fern davon war, meine frohe Stimmung zu theilen. In trüber Spannung saß er an meiner Seite, und schwere Gedanken bewegten sich in seiner Seele. Er war den ganzen Tag bei Leonoren gewesen. Der Fürst selbst hatte ihm Urlaub gegeben, und ihn dazu aufgefordert, als er zufällig erfuhr, was für ein Tag war. Mein Brief hatte ihn aber doch vermocht, nachdem er Abends zu seinem Zögling gekommen, und dieser zu Bette gegangen war, noch in der späten Stunde auszugehen, um mich zu beruhigen. Er hatte auf eine ganz finstere Nacht gezählt. Da fuhren leuchtende Blitze hin, und erhellten die Straßen, und der Sturm riß ihm den Mantel von den Schultern, als eben zwei halbvermummte Gestalten scharf beobachtend an ihm vorübergingen. Seine Stellung gegen Leonoren, ihr Benehmen, die Erinnerung des Tages, die Begegnung auf dem Herwege, Alles hatte ihn verstimmt, verstört, und nicht meine innige Liebe, nicht meine zarteste Schonung vermochten diese mißtönenden Klänge zur Harmonie zu stimmen.

Ich wurde gereizt, empfindlich. Wer wäre es in meiner Lage nicht geworden? Ich sagte es ihm unverholen. Ich sah, wie es ihn ergriff; aber ich konnte nicht anders. O, wenn schon die Welt mit ihren kalten Forderungen, und das unerbittliche Gesetz in seiner düsteren Strenge sich gegen mich verschworen haben, muß auch noch die Liebe die letzten Blüthen hartherzig abreißen, und mir den einzigen, schönen Augenblick eines peinlichen Tages

verkümmern? Ich litt unendlich, und es wäre ein Raub an unserer Freundschaft gewesen, wenn ich ihm hätte entziehen wollen, was in mir vorging. Laß die es verbergen, die es vermögen! In dieser Möglichkeit liegt das Bekenntniß ihres schwächeren Empfindens.

Er stürzte endlich zu meinen Füßen, und bat mich, meinen Thränen Einhalt zu thun. Ein schwerer Kampf erhub sich in seiner Brust. Mein Schmerz und seine ängstlichen Rücksichten, die Wahl zwischen meinem Unglück, und dem, was er Verletzung seines Ehrgefühls nannte, regten ihn in fürchterlicher Heftigkeit auf. Er sprang auf, und ging rasch im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu mir, und beschwor mich, ruhig zu seyn, und an die Gewalt seiner Liebe zu glauben. Konnte ich das, wenn jeder Wunsch Leonorens, jeder Hauch des öffentlichen Rufs hinreicht, sein Bewußtseyn aufzuschrecken, und unser stilles Glück zu stören? Ich ließ meine Thränen strömen. Ich sagte, was ich empfand, was ich litt. Ich fühlte mich im Innersten zerrissen, erschöpft, und sank halbohnmächtig auf's Sopha zurück. Jetzt war es um seine Fassung geschehen. Er faßte mich in seine Arme, seine glühenden Küsse weckten mich in's Leben. Ach, Bertha! Welcher Moment! Ich richtete mich auf, ich sah in die Sterne seiner schönen Augen, die durch den feuchten Schleier seiner Thränen mit glühender Zärtlichkeit strahlten, und ich streckte meine Arme aus, ihn an meine Brust zu drücken. Da rollte ein fürchterlicher Donnerschlag über unsere Häupter hin, und ein schwefelgelbes Licht fuhr durch das dunkelnde Zimmer, in dem die Kerzen herabgebrannt waren. Er riß sich auf, er stand bleich und

starr vor mir. In dem Augenblick schlug es drei Viertel auf Eilf. Er erschrak, raffte sich zusammen, rief: ich muß fort! und wandte sich schnell von mir.

Um Gotteswillen! Warum? Was ist dir so plötzlich?

„Ich muß fort! Halte mich nicht auf! Um eilf Uhr werden die Thore des Palastes geschlossen. Wer später kommt, wird bemerkt. Niemand darf wissen, daß ich um diese Stunde bei dir war.“

Und in diesem Wetter willst du fort? rief ich. Ein Platzregen mit Schlossen stürzte aus den geborstenen Wolken; das Wasser lief in Strömen über die Straße.

Er schüttelte wild den Kopf. „Und wenn die Hölle offen wäre, ich muß doch fort!“

Ich lasse dich nicht! rief ich: du bist erhitzt, der Regen ist kalt, es könnte dein Tod seyn! O, geh' nicht! geh' nicht!

Rosalie! rief er wild: Laß den Mann von Ehre für deine und seine Ehre sorgen! Laß mich fort! Mit diesen Worten machte er sich gewaltsam von mir los, und eilte aus dem Zimmer. Ich sank auf den Stuhl am Fenster. Der Sturm in meinem Inneren glich dem in der empörten Natur. Mein Blick fiel auf die Straße. Ich sah die Gestalt im weißen Mantel bei'm Leuchten des Blitzes aus dem Thore treten, und zwei dunkle Figuren, die ihm den Weg vertreten zu wollen schienen. Mit gewaltigem Arm machte er sich Platz, und ein teuflisches Lachen schallte ihm nach. Hatten sie ihn erkannt?

Tausend streitende Gedanken erhuben sich in meiner Brust, tausend peinliche Möglichkeiten standen vor meinem Geist. Ich konnte das Schlimmste befürchten, denn

ich wußte nichts Bestimmtes. Ich fühlte mich krank, schellte meinen Leuten, und ließ mich zu Bette bringen; aber kein Schlaf besuchte meine Augen, nur sehr bittere Thränen über das unwürdige Schicksal einer so edlen Liebe erleichterten endlich meine Brust, und lös'ten die ängstliche Spannung. Mir ward leichter, das Gewitter hatte indessen auch ausgetobt, die kurze Nacht war vergangen. Wie das Licht der Welt zurückkehrte, kehrte auch mir Besinnung und einige Ruhe zurück, und ich stand auf, um dir zu schreiben.

Das hat mich erleichtert. Mein Geist ist stiller geworden. Aber ruhig? O, das kann ich nicht werden, so lange meine Liebe vor jedem Schattenbild falscher Ehre, vor jeder Laune einer eifersüchtigen Frau zittern muß! Leb' wohl!

60. Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus dem fürstlichen Palast, den 20. Mai 1811.

Mein ganzes Seyn in den gegenwärtigen Verhältnissen und Beziehungen wird von Tag zu Tag unangenehmer. Neid und Cabalen scheinen auf jeden meiner Schritte zu lauern, und Alles, was mir zum Nachtheil gereichen kann, an's Licht zu ziehen, zu verkehren, zu deuten, um mir, wo es nur möglich ist, ein übles Spiel zu machen.

Um Leonorens willen, deren Ruhe zu schonen ich fest entschlossen bin, habe ich meinen Umgang mit Rosalien bisher so geheim als möglich gehalten, sie auch nur mit der größten Vorsicht, und in Stunden besucht, welche, im Falle man es erführe, weder meinem noch ihrem Rufe nachtheilig seyn könnten.

Dennoch erhebt sich hier und dort eine Stimme der Lästerung gegen sie und mich. Man fängt an, halb laut, halb versteckt, von dem Geheimniß zu sprechen, und ich habe alle Ursache, überzeugt zu seyn, daß Leonore bereits von Allem unterrichtet ist.

Vor zehn Tagen war unser Vermählungstag. Der Fürst hatte es zufällig erfahren, und mir angeboten, mich den ganzen Tag von meinem Dienste loszuzählen, damit ich ihn ungestört mit meiner Familie zubringen könne. Ich mußte die Gnade geziemend erkennen, und hinterbrachte sie Leonoren mit einem wahren frohen Gefühl; denn ich glaubte auch ihr eine Freude damit zu machen. Sie nahm es sonderbar auf. Im ersten Moment strahlte zwar ein lebhaftes Vergnügen aus ihren Augen, und ich schlug meinen Arm in herzlicher Liebe um sie. Da sah ich sie plötzlich innerlich zusammen schaudern. Ein düsterer Ausdruck überschleierte die erst lächelnden Züge, und es schien mir sogar, daß sie eine Thräne zurückdrängte. Betroffen ließ ich sie los. Ein peinliches Gefühl sagte mir, was in ihr vorging. Ich stand, ihre Vorwürfe, ihre Klagen erwartend, und fest entschlossen, nichts zu läugnen, aber ihr auch alle die innige Liebe zu zeigen, die für sie in meinem Herzen lebt, und wovon ihr jene Unglückliche nichts entzogen hat. Aber sie besitzt sich auf eine unbegreifliche Art. Sie faßte sich sogleich, blickte mich wieder freundlich an, und dankte mir jetzt recht innig für den Beweis meiner Anhänglichkeit an die Meinigen. Mir ward eiskalt bei diesen Worten, und das Gespräch ging auf gleichgültige Dinge über.

Der Tag selbst floß, wie er nach dieser Scene, und

nach der Lesung eines Briefes von Rosalien vergehen konnte, die mir in den bittersten Worten meine Strenge gegen sie, meine Liebe für Leonoren vorwarf, und die ganze Tiefe eines leidenschaftlichen Gemüths zeigte. Leonore suchte zwar durch ihr Betragen jeden Stachel des Vorwurfs aus meiner Seele zu nehmen; aber ich fühlte, daß es Kunst war, und blieb verstimmt, wie ich denn überhaupt mich jetzt nicht mehr in ihrer Nähe zurechtfinden kann. Ich weiß, daß dies größtentheils mein Unrecht ist, und es quält mich, obwohl ich es nicht ändern kann. Es ist aber auch das ihre. Hätte sie mir es früher möglich gemacht, offen mit ihr zu seyn, vielleicht wäre Alles in ein gutes Geleise, und mein Verhältniß zu Rosalien nie zu jener leidenschaftlichen Spannung gekommen, die mir jeden frohen Genuß raubt. Jetzt ist es auf jeden Fall zu spät. Ich kann mit Leonoren über die Lage meines Herzens nicht mehr offen reden, und so dient ihr Betragen nur dazu, mich zu martern, ohne etwas für unser beiderseitiges Wohl, für ein freundliches Zurechtfinden zu bewirken.

Endlich schlug die Stunde, die mich zu meinem Zögling rief. Leonore entließ mich mit sichtlicher Kälte, und zum ersten Mal seit unserem gestörten Verhältniß kam ein bitteres Wort über ihre Lippen. Ich überhörte es, und ging; aber es hallte in allen Tiefen meiner Seele nach.

Schwere Wolken zogen am Himmel herauf, und eine dumpfe Schwüle lag über den Höfen des Palastes. So schwer lag es auch auf mir. Als ich in meine Zimmer kam, schlief der Prinz schon. Ich hieß auch Adolph sich niederlegen, und sann der Möglichkeit nach, Rosa=

liens heißen Wunsch dennoch zu erfüllen. Mein Herz war durch Leonorens kalte Besonnenheit verwundet, und durch ihr letztes Wort gereizt worden.

Eine tiefe Sehnsucht zog mich zu dem liebenden Wesen, das mich mit absichtsloser Innigkeit umfangen würde. Die späte Stunde, und selbst die Sorge für Rosaliens Ruf hielten mich im ersten Augenblick zurück. Man konnte mich zu ihr gehen sehen, es war gleich zehn Uhr, um eilf Uhr wurden die Thore des Palastes geschlossen, und wer später kömmt, muß sich melden.

Doch bald reizten selbst diese Hindernisse mich noch mehr. Ein Gewitter war im Anzug. Ich konnte hoffen, die Straßen einsam zu finden. Ich hüllte mich in meinen Mantel, und eilte die Treppen hinab. Der Sturm war schon erwacht, Staubwolken wirbelten, kein Mensch begegnete mir, und so erreichte ich die Straße, wo Rosalie wohnt. An der Ecke derselben traten zwei verhüllte Gestalten aus einem Portal, und nahmen denselben Weg, wie ich. Ich achtete nicht weiter auf sie; aber unfern vom Hause riß der Sturm mir den Mantel auseinander, es blitzte in dem Augenblick, und ich hörte die Beiden flisternd sprechen und lachen. Die Möglichkeit, daß sie mich erkannt hätten, war mir höchst widerlich. Aber sollte ich auf diese Möglichkeit hin aufgeben, was ich vorhatte, und was bereits erreicht war?

Ich eilte zu Rosalien. Sie empfing mich mit glühender Liebe, sie verschwendete alle ihre Zärtlichkeit an mir, und vermochte doch nicht, die peinliche Stimmung zu verscheuchen, welche der ganze heutige Tag, Leonorens letzte Worte, und das Lachen der beiden Gestalten in mich gebracht hatten. Sie fühlte es, und nun er-

goßen sich ihre Klagen und ihre Thränen unaufhaltsam. Mein Innerstes war aufgeregt, zerrissen. Dazu wurde das Gewitter immer heftiger, Blitze und Donner wütheten, der Regen stürzte herab. Rosalie überhörte Alles. Sie dachte nur mich und ihren Schmerz. Ich sah sie erblassen, hinsinken. Nun war meine Fassung dahin. Ich wollte mich in ihre Arme stürzen. Ein Donnerschlag weckte mich zum Bewußtseyn. Leonorens Erinnerung erhob sich in mir. Rosaliens Ruhe und ihre reine Würde schwebten vor meiner Seele. Ich kämpfte mein stürmendes Gefühl nieder, und entriß mich ihren umschlingenden Armen.

Als ich über die Treppe herabkam, fand ich, daß das Ungewitter oder ein böser Wille die Verhüllten unter dem Thorweg des Hauses festgehalten hatte. Ich eilte an ihnen vorbei. Sie folgten, und schienen mir den Weg vertreten zu wollen. Ich machte mir Platz; aber ich hörte meinen Namen nennen, ein spöttisches Gelächter schallte hinter mir drein, und es ist mir gewiß, daß Einer jener Beiden der verhaßte Lothar war.

Dieser Zufall ist mir unbeschreiblich ärgerlich. Der Mensch weiß, wo ich gewesen, und sein niedriges Gemüth vermag nur das Schlechteste zu denken. Rosaliens Ruf kann dadurch leiden, und Leonorens Argwohn auf die abscheulichste Art bestärkt werden.

So peinigt mich Alles von allen Seiten, und dieses unselige Stadt- und Hofleben hat mich in ein endloses Labyrinth von Verdrüßlichkeiten und widrigen Zufällen verwickelt. Aber laß dich den Teufel bei Einem Haare fassen, und du bist sein auf ewig! Leb' wohl!

61. Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Aus dem fürstlicheu Palast, den 25. Mai 1811.

Dein Brief, liebe Schwester, den ich etwas verspätet vor einigen Tagen erhielt, war ein Strahl himmlischen Lichts in der trüben Dämmerung meines Lebens. Jetzt, da geschehen ist, was ich so sehr wünschte, aber nicht voreilig vorher verkündigen wollte, um dem freien Spiel der Gefühle und der Macht gegenseitiger Eindrücke keinen Zwang anzulegen, und die Unbefangenheit, diesen lieblichsten Reiz unschuldiger Annäherung, nicht zu stören, jetzt darf ich dir sagen: ich hatte es erwartet, ja noch mehr, ich hatte es beabsichtigt. Lehmbach ist einer der vorzüglichsten Menschen, die ich kenne. Sein Aeußeres ist so gefällig, und sein Umgang so anziehend, daß dies allein hinreichend seyn würde, eine Neigung, die er eingeflößt hätte, zu rechtfertigen; aber sein würdiger Charakter erhöht und heiligt noch dies Gefühl, und ein bedeutender Rang setzt eine Verbindung mit ihm über jeden Tadel der Welt hinweg.

Dieses zartfühlende Herz war lange Zeit durch eine unglückliche Neigung für einen seiner nicht würdigen Gegenstand gekränkt gewesen. Unser Haus war der Zufluchtsort seines stillen Leides. Er war den Winter über sehr viel bei uns, und sehr oft an einsamen, ach damals noch so schönen Abenden ganz allein mit Ludwig und mir. Da schloß sich uns sein redliches und zartfühlendes Gemüth ganz auf, und eine freundliche Hoffnung fiel, wie ein plötzliches Licht, in meine Seele, als er vor zwei Monaten die Sendung nach ——f erhielt, und ich wußte, daß er nun in deine Nähe kommen werde.

Es hat sich gemacht, wie ich im Stillen wünschte.

Die reine Seele meiner Clara hat dies edle Herz erkannt, und der biedere Freund konnte das anspruchslose zarte Geschöpf nicht ohne Rührung sehen. Du wirst ihn glücklich machen, und eine treue Mutter seiner holden Kinder seyn. Gott hat mein Gebet erhört. Er segne eure nahe Verbindung!

Lehmbach hat mir, als er vor vier Wochen zurückkam, um seine Geschäfte zu ordnen, so viel und mit solcher Begeisterung von dir gesprochen, daß ich sogleich auf einen bedeutenden Eindruck schließen konnte, den du auf ihn gemacht haben mußtest. Dann schriebst du mir Aehnliches, und jetzt ist, Gottlob! Alles in Ordnung. Gern, sehr gern, ihr Glücklichen, wäre ich unter anderen Umständen an dem schönsten Tage eures Lebens Zeugin eurer Seligkeit gewesen, und die fünfzehn oder zwanzig Meilen bis zu der Tante würden mir nicht zu weit gewesen seyn, um mein Clärchen im Gefühl ihres wohlverdienten Glückes zu sehen, und an mein Herz zu drücken. Aber so wie meine Stimmung jetzt ist, wirst du es mir als kein Zeichen geringerer Liebe ausdeuten, wenn ich Alles als verletzend fürchte, was die dumpfe brütende Stille stören würde, in der ich mich lieber gar nicht regen möchte, um nicht meine Wunden schmerzlicher zu fühlen. Es war eine Zeit, wo das Gefühl gekränkter Würde, und die Betrachtung, für wen ich hingeopfert wurde, mich durch die Kraft des beleidigten Stolzes aufrecht erhielten. Damals fühlte ich mich stark, Alles zu verhehlen und zu unterdrücken. Es gelang auch, und ich glaube, man hatte gar keinen Begriff von den Stürmen und Qualen, die damals meine Brust verbarg.

In solcher Stimmung war ich auch noch an meinem Hochzeitstage. Als ich hörte, daß wir ihn allein in stiller Vereinigung zubringen sollten, überraschte mich ein augenblickliches Vergessen meiner Lage, ein freudiges Gefühl. - Der nächste Moment brachte mich zum Bewußtseyn zurück, und das Gewicht von Sonst und Jetzt fiel mit Zentnerlast auf mein Herz. Ich wollte zwar den Eindruck verbergen; aber es war zu spät. Er war schon bemerkt, bitter empfunden und mißdeutet worden. So brachte dieser unbewachte Augenblick mich auch um das Glück einer möglichen Täuschung, in welcher ich den einst so erwünschten Tag doch vielleicht hätte zubringen können.

Zwar gab man — das muß ich aufrichtig gestehen — sich alle Mühe, diese Täuschu[illegible] hervorzubringen. Man war recht aufmerksam, recht gut, und auch manchmal zärtlich. Aber gerade diese Aufwallungen waren es, die mir den schärfsten Stachel in's Herz drückten, indem sie mir einen vorübergehenden Schimmer jenes vollen Tages zeigten, in dem ich sonst immer gewandelt hatte. Man brachte mir sehr schöne, ganz nach meinem Geschmack gewählte Geschenke. Sie freuten mich wohl, und ich zeigte es auch. Aber jene Blumen, die ich sonst bei kleinen Abwesenheiten, in Briefe eingelegt, zum Zeichen erhielt, daß man in jeder schönen Gegend meiner gedacht habe, hatten doch unendlich mehr Werth für mich gehabt, als dieser indische Shawl, und der elegante Farbenkasten, den man mit Ueberlegung gekauft hatte, um mir den guten Willen und einen Ueberrest von Zuneigung zu zeigen. Ach! er hüllt meine Brust in das warme Tuch, weil sein Herz nicht mehr warm an dem meinigen schlagen kann!

Diese und ähnliche Gedanken bewegten sich unwillkührlich in meiner Seele, verstimmten fortwährend mein Gemüth, und ließen mich den Ton nicht finden, in dem ich mit ihm sprechen sollte. Ich gab mir alle Mühe, nicht bitter zu werden, zu scheinen, als wüßte ich von nichts, und als gäbe ich mich der Täuschung hin, die er hervorbringen wollte. Es gelang nicht. Unsere Unterredung war matt, gespannt. Er wurde zerstreut, einsylbig, und sah einigemal gegen Abend auf die Uhr. Der Fürst hatte ihm den ganzen Tag freigegeben. Was konnte ihn von mir wegziehen?

O, eine schmerzliche Vermuthung wallte in mir auf! Und als er wirklich viel zeitlicher, als ich hoffte, aufstand, um seinen Hut zu nehmen, da entriß mir mein beleidigter Stolz die Aeußerung: er möchte sich nicht länger bei mir aufhalten; mir schiene ohnedies, daß wir nicht mehr recht zusammenpaßten. Er sah mich mit glühendem, finsterem Blicke an — so habe ich ihn nur gesehen, wenn er über eine Ungerechtigkeit oder Bosheit seiner Untergebenen zürnte — und schwieg einen Augenblick. Du hast Recht, sagte er dann eiskalt: es ist Zeit, daß ich gehe!

Seitdem sehe ich ihn viel seltener. Jenes rasche Wort scheint den letzten Damm zerrissen zu haben, den Schonung, oder die Hoffnung, mich zu täuschen, zwischen ihm, und einer ungescheuten Enthüllung seiner wahren Gesinnungen gezogen hatte. Es finden sich nun eine Menge Abhaltungen, in sein Apartement zu kommen, und wenn er da ist, ist er zerstreut, oder das Gespräch läuft über häusliche Angelegenheiten. Zu diesen trüben Verhältnissen kommt noch, daß, seit der Frühling

vorgerückt ist, alle Nachrichten, die wir aus Rosenstein erhalten, die Anwesenheit wenigstens Eines von uns daselbst dringend fordern. Er kann den Prinzen nicht verlassen. Ich werde also hinaus, und ihn hier allein lassen sollen. — Allein! Großer Gott! Und unter welchen Umgebungen!

Ach, auch damals, als er sich in den ersten Jahren unserer Ehe aus meinen Armen riß, um dem Ruf der Pflicht und Ehre in den Feldzug zu folgen, wußte ich ihn von Gefahren umringt. Aber es war möglich, daß keine Kugel ihn treffen würde, und er zu der beträchtlichen Zahl Jener gehörte, die unversehrt, oder nur leicht verletzt, zu den Ihrigen zurückkehrten. Und dann, wenn ich ihn damals verloren hätte, so hätte der Gedanke des ehrenvollen Todes für Vaterland und Pflicht mich wohl nicht getröstet, aber doch erhoben. — Aber jetzt?

Dieser Gedanke der Trennung, und ihr Vorgefühl, das ich in seinem offenbaren Zurückziehen schon jetzt empfinde, haben mir durch ihren Schmerz auch noch die Kraft geraubt, mich so ganz, wie vor einiger Zeit, zu beherrschen. Ich fühle mich so weich, so wehmüthig gestimmt. Ach! Dir kann ich es sagen, liebe Schwester! Ludwig erscheint mir jetzt, da ich ihn beinahe für verloren halten muß, noch liebenswürdiger als je. Und er ist es auch. O mein Gott! Er ist so edel, so kindlich gut!

Mehr als einmal schon hat mein Herz mich gedrängt, an seinen Hals zu fliegen, und ihm meine Schmerzen, meine Sorgen zu gestehen. Aber nein! Nein! Ich darf es nicht wagen. Er kann sich nicht ändern, er ist zu tief verstrickt, und so würde dies Benehmen nur eine höchst-

ergreifende Scene veranlassen, mich in seinen Augen herabsetzen, und ihn vielleicht ganz von mir scheuchen.

Einen Beweis seines edlen, geraden Sinnes hat er nur erst vor wenig Tagen gegeben.

Es wurde ein Ordenskapitel gehalten. Von dem Orden, dessen Commandeurkreuz Ludwig, seit er bei Hofe ist, trägt, sollten mehrere Dekorationen aller Klassen ausgetheilt werden. Der Oberhofmarschall, ein schwacher, eitler, aber im Grunde redlicher Mann, der seinem Herrn wirklich mit Anhänglichkeit dient, und für den ein Großkreuz längst das höchste Ziel aller Wünsche war, hatte sich nebst vielen Anderen darum beworben. Seine Ansprüche waren durch Geburt, Dienstjahre und Redlichkeit allerdings sehr geltend; dennoch hatte es das Ansehen, als ob ihm einige Jüngere vorgezogen werden sollten.

Der Oberhofmarschall gab sich alle ersinnliche Mühe, und setzte alle Triebfedern, die ihm zu Gebot standen, in's Spiel. Ludwig hörte davon. Er fand es ungerecht, den alten Mann um eine so wohl verdiente, und ihm so theure Belohnung zu bringen. Er nahm sich das Herz, mit dem Fürsten selbst darüber zu sprechen, und bemühte sich zugleich, in dem Kapitel mit allem Nachdruck, und so klar, als es ihm selbst war, zu zeigen, daß jene glücklicheren Nebenbuhler sich weder mit den Jahren, noch mit dem Verdienste und dem Eifer des Hofmarschalls messen könnten. Genug, dieser erhielt das Großkreuz, und der Fürst gestand ihm in der Audienz, als er dafür zu danken kam, w e r ihn vorzüglich dazu vermocht habe.

Das brach dem alten Manne das Herz. Der Fürst

hat Ludwig selbst erzählt, daß er Thränen in seinen Augen gesehen. Sein erster Weg aus dem fürstlichen Kabinet war zu Fahrnau. Er wollte förmlich und etikettemäßig seyn, aber es ging nicht. Die Rührung überwältigte ihn, und Fahrnau, alles Andere vergessend, schloß ihn recht innig und freudig an seine Brust. Seitdem hat er an dem Mann, der ihm früher abgeneigt war, einen warmen Freund erworben.

Sieh', Clara! So gut ist mein Ludwig. Es ist unmöglich. Ich kann ihm nicht zürnen. Mein Stolz ist gebrochen, ich kann nur um ihn weinen, und eine unselige Verkettung der Umstände anklagen, die uns zuerst nach **bad, und endlich hierher führten. Was dann geschah, wie Ludwig in diese Schlingen fiel, fallen mußte, das ist wohl sehr natürlich, und war beinahe voraus zu sehen. Ich habe es geahnet, als ich Rosenstein verließ. O, es hat sich Alles, Alles vereinigen müssen, um es dahin zu bringen, wo wir jetzt sind, des Fürsten Vorliebe für Fahrnau, seine bedeutende Persönlichkeit, seine Jugendfreudigkeit, selbst sein Ehrgeiz! Es war Alles schlau und genau berechnet.

Clara! Theure, geliebte Schwester! Du stehst jetzt auf dem Punkt, auf dem ich vor eilf Jahren stand. Der Himmel gebe dir das Glück, das ich genoß, aber nie, nie meine Schmerzen zu fühlen! Du zwar hast dies auch weniger zu fürchten. Nicht als ob Lehmbach nicht eben so liebenswürdig wäre, als Ludwig; aber sein Gemüth ist weit stiller und besonnener, und seine Geschäfte, seine schwächere Gesundheit, selbst seine Erziehung haben anders auf ihn gewirkt. Er wird nie mit dieser Gluth und Heftigkeit fühlen, und sich also auch

niemals so hinreißen lassen. Gott erhalte dir ihn und seine Liebe recht lange. Leb' wohl!

62. Mathilde Haller an ihre Schwester.

Freudenwald, den 4. Junius 1811.

Seit dem November des vorigen Jahres, folglich durch sieben Monate, habe ich an Einem Orte mit meiner Dame gelebt. Ein langer Zwischenraum von Ruhe bei einem Wesen, das so wenig von dieser Eigenschaft an sich hat, wie sie! Jetzt scheint aber auch ihre Natur wieder in die alten Rechte zu treten, und unter dem Vorwand, daß sie den Sommer unmöglich in der Stadt zubringen kann, eigentlich aber, weil der Hof und mit ihm Fahrnau das Lustschloß, in dessen Nähe ich dir schreibe, bezogen hat, haben wir ein Landhaus gemiethet, und leben seit acht Tagen hier, wo die Stadt sich auf das Land ergossen hat, wo städtische Sitten, Moden, Spielgesellschaften und unsinniger Aufwand eine Art von Parodie auf die ländlichen Umgebungen machen, und außer dem, daß die Häuser Gärten haben, und der Blick hier und dort auf Kornfelder oder waldige Höhen fällt, Alles gerade so ist, wie in der Residenz.

Ja, Alles leider gerade so! Das strafbare Verhältniß dauert leider fort, und die Gartenwohnung ist nur darum gemiethet worden, um dem fürstlichen Sommerpalast und dessen Bewohnern näher zu seyn. Die unglückliche Leonore wird, wie man sagt, mit ihren Kindern auf ihren Landsitz gehen, und es ist gut, wenn sie sich entfernt; denn was bisher unter der Hülle des Geheimnisses verborgen war, kann sich theils auf die Länge unmöglich in dieser Verborgenheit erhalten, und theils

liebt Rosalie aus der unbeschreiblichen Verschrobenheit ihres Geistes das Auffallende zu heftig, um nicht gern mit einer Liebe zu prunken, die Andere an ihrer Stelle in die tiefsten Schatten hüllen würden. Sie setzt eine Art von Größe darein, sich nicht zu verläugnen, und, was sie als recht und gut erkennt, auch der Welt als solches aufzudringen.

Das nimmt denn aber diese freilich nicht immer so an, wie meine Dame es sich einbildet. Klatscherei und gerechter Tadel erheben sich schon jetzt hier und da über ihr Betragen, über ihre Verbindung mit dem Gemahl einer Anderen, und noch dazu einer so allgemein geachteten Frau. Dieser Gemahl ist zudem auch seiner Seits eine so bedeutende Person, und durch Fürstengunst, Wohlgestalt, und wirklich edle Eigenschaften so ausgezeichnet, daß der Neid geschäftiger als je ist, überall Blößen an ihm auszuspüren, und daß selbst seine Tugenden, und was sein Herz ihn gleichsam unwissentlich Gutes thun läßt, nur ein Stachel mehr für seine Feinde werden. So hat er neulich einem wichtigen Mann am Hofe, der seit einiger Zeit sein heimlicher, und wohl auch offenbarer Feind war, einen sehr großen Dienst geleistet, blos weil diesem, wie Fahrnau meinte, Unrecht geschah. Dieser Mann ist nun für ihn gewonnen. Die Welt sieht es, aber unfähig, die reine Größe eines guten Herzens zu fassen, sucht sie hinter dieser Handlung eines kräftigen billigen Gemüths nur geheime Absichten, und lästert, was sie zu begreifen zu schlecht, und zu achten zu niedrig ist.

Wie klein und erbärmlich doch diese sogenannte große Welt vor dem Blicke des unbefangenen Beobachters da-

steht, wenn er sieht, wie heilige Ueberzeugungen, wie alle Begriffe von unverlierbaren Rechten, aller edlere Stolz, ja selbst die gemeinsten Vorstellungen von Recht und Unrecht verläugnet und verdreht werden, um ja nicht gegen den von der herrschenden Partei angegebenen Ton zu verstoßen! Diese herrschende Partei sind nun jetzt an unserem Hofe allerdings die Französischgesinnten, und die vielen Franzosen und französischen Emissäre. Der Fürst, so wenig seine innerlichen Gesinnungen damit zusammenstimmen mögen, wird durch die Zeitverhältnisse gezwungen, diese Menschen nicht allein zu scheuen, sondern wohl auch auszusehen, als ob er mit voller Seele ihrem System ergeben wäre. Das Hofvolk ahmt sclavisch nach, was es den Fürsten thun sieht. Viele wollen sich auch wohl das Ansehen weitaussehender Geister geben, indeß sie mit ihren großen cosmopolitischen Ideen nur die Absicht haben, sich von der Pflicht loszuzählen, für das Gegenwärtige mit redlichem Ernste zu sorgen. Einige beugen gedankenlos den Nacken unter ein Joch, das ihnen Convenienz und vor Allem der Gedanke erträglich macht, daß es von den Ufern der Seine kommt, woher man seit langen Jahren gewohnt ist, Befehle über das Conventionelle anzunehmen; und noch Andere wissen endlich ihren Vortheil unter der Hand geschickt mit den Zeitbedürfnissen zu vereinigen.

Unter allen diesen, theils niederträchtigen, theils armseligen, Menschen steht nun Fahrnau, der in edlerem Sinne ganz das ist, was jene Partei mit dem Ausdruck Aristokrat bezeichnet, fast allein mit seinem offenen Hasse gegen alle Neuerungen, und gegen den

Umsturz der alten Verfassungen, in denen er das Heil der Welt sucht, da, und läßt sich von keiner Rücksicht, ja nicht einmal von gewöhnlicher Klugheit hindern, seine Meinung laut zu äußern. Schon einigemal ist er in Gesellschaften ziemlich unsanft mit den Franzosen, und noch härter mit jenem Lothar zusammengetroffen, der, wie alle Renegaten, ärger ist als die Partei, zu der er übertrat. Der Fürst, der Fahrnau wirklich liebt, ist verlegen, wenn er solche Auftritte erfährt, und hat ihn schon ein Paar Mal gewarnt. Alle diese Menschen nun vergrößern die Zahl von Fahrnau's Feinden, und sind aus verschiedenen Absichten gleich eifrig, ihm auf jede Art zu schaden, seinen Schritten nachzuspüren, und, was sie Wahres oder Falsches erfahren, mit den gehäßigsten Vergrößerungen zu verbreiten.

Diese Umstände haben nun auch auf Rosaliens Gemüthsstimmung einen höchst ungünstigen Einfluß, und so gern sie es sich verbergen, und den Schein haben möchte, das Weltgerede zu verachten, so ist sie doch dabei nicht wenig gequält. Auf der andern Seite steht ihr Leonore mit ihren gerechten Ansprüchen, und vor Allem mit ihrer Liebenswürdigkeit entgegen. Fahrnau's Herz hängt noch mit tausend süßen Banden der ersten Liebe und der Gewohnheit an ihr, ja er scheint Beide zu gleicher Zeit, fast mit gleicher Neigung, zu umfassen, und so seltsam diese Erscheinung ist, so glaube ich doch, daß sie sich gerade aus dem scharfen Kontraste der beiden Frauen erklären läßt, indem jede eine ganz entgegengesetzte Seite seines Empfindungsvermögens in Bewegung setzt. Aber Rosalien ist diese Mitherrschaft unerträglich, und ich sehe wohl, wie sie durch tausend

kleine Künste, und durch allen Zauber, der ihr zu Gebote steht, dahin strebt, die gefährliche Nebenbuhlerin zuerst aus seiner Nähe, und endlich aus seinem Herzen zu verdrängen.

Das gibt denn genug der Sorgen, Unruhen, Geschäfte und Launen. Unser Zusammenleben wird dadurch nicht angenehmer, und in manchen Augenblicken fühle ich nur zu sehr, wie bitter es ist, in Abhängigkeit zu leben. Aber nicht Rosaliens Launen und das Unrecht ihres Betragens allein ist es, was seit einiger Zeit mein Herz beunruhigt, und den stillen Frieden daraus zu verdrängen droht. Auch in den engen Kreis, in welchen ich seit Jahren meine Wünsche und Hoffnungen zu begränzen suchte, drängt sich etwas Neues, Beunruhigendes, oder vielmehr das Alte, das ich als ein schmerzliches Opfer abgethan, und für diese Erde geendet hielt, scheint sich wieder zu regen, und ich muß mein rebellisches Herz mit Gewalt zur Ruhe sprechen, um nicht wieder in den Strudel der verwirrten Gefühle gerissen zu werden, die doch endlich zu nichts führen können, als mich mein Unglück lebhafter empfinden zu machen.

Der reisende Freund ist nach sechs Jahren endlich aus seiner langen Irre zurückgekommen, und stehet mit dem Jugendfreund in einem sehr lebhaften Briefwechsel. Seitdem hat dieser mehrmals meine Mutter besucht, von alten Zeiten gesprochen, und, zwar versteckt, aber mit sichtlicher Rührung, sich öfters nach mir erkundigt. Was soll ich davon denken? Darf ich nach dem, was wir einmüthig beschlossen haben, auch nur der kleinsten Hoffnung Raum geben? Dennoch reget diese die längst

ermatteten Fittige wieder, und erhebt sich, um meine Ruhe zu stören. Liebe Schwester! Schreib' doch der guten Madame Müller! Sie kommt oft zu unserer Mutter, und sieht klarer, als diese, der lange Leiden und die Liebe für ihr Kind vielleicht den Blick getrübt haben. Sie soll mir Wahrheit verkünden, und rathen. Leb' wohl!

63. Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Schloß Freudenwald, den 8. Junius 1811.

Ich schreibe dir aus Freudenwald, dem Schlosse des Fürsten, das ich seit zehn Tagen mit meinem Zögling bewohne. Für mich enthält es keine Freuden! Ich bin sehr verstimmt und trübe; denn ich bin allein hier, und Leonore ist mit beiden Kindern in Rosenstein.

Wie das gekommen ist, weiß ich kaum selbst noch recht; aber ich fühle es, daß ich verwittwet bin, und selbst der Umgang einer geistreichen, liebenden Freundin mein unheimliches Gefühl nicht beschwichtigen kann.

Schon längere Zeit her enthielten die Briefe meines Beamten Nachrichten, die allerdings die Anwesenheit Eines von uns auf dem Gute gefordert hatten. Mich fesseln meine Verhältnisse unausweichbar, und es hätte also nur Leonore gehen müssen. So seltsam, ja fremd sie sich auch seit einiger Zeit gegen mich benimmt, so konnte ich mich doch nicht entschließen, sie von mir zu lassen, noch weniger, es ihr vorzutragen. Der Hof wollte das Lustschloß beziehen. Es ist nicht weitläufig. Für meine Familie war kein Platz in demselben, und ich dachte daran, ein hübsches Gartenhaus in der Nähe für sie zu bekommen. Da brachte man, eben wie ich

bei Leonoren war, einen Brief, in welchem der Amtmann mich neuerdings sehr dringend ersuchte, zu veranlassen, daß, weil ich mich nicht von hier entfernen könnte, die gnädige Frau nur auf einige Wochen nach Rosenstein kommen möchte.

Ich sah Leonoren an, und ohne die Folgen meiner Worte in diesem Augenblick zu bedenken, sagte ich: es ist recht ärgerlich; aber was ist zu thun? Könntest du dich denn entschließen?

Sie blickte mich an. Einen solchen Ausdruck habe ich nie in ihren Augen gesehen. O gern! Von Herzen gern! sagte sie mit seltsamer Heftigkeit: du erfüllest einen meiner liebsten Wünsche, wenn du mich nach unserer stillen Heimath entläßest! Hier liegt der Palast und der Himmel schwer auf mir!

Leonore!

Ja gewiß! Ich tauge nicht in die große Welt. Zudem ist ohnedies in Freudenwald kein Raum für mich. Wir würden doch getrennt seyn.

Aber nicht so weit! antwortete ich, und fühlte, wie mein Unmuth über diese eiskalte Bereitwilligkeit stieg: indeß es steht in deiner Wahl.

Ich gehe nach Rosenstein! antwortete sie, wandte sich, und verließ das Zimmer.

Ich sah ihr erstaunt, gereizt nach. Ich erwartete, daß sie wieder kommen würde. Meine Zeit war bald um. In einer halben Stunde sollte ich bei meinem Zögling seyn, und Rosalie, die gestern krank gewesen, hatte mich ebenfalls dringend gebeten, sie diesen Morgen nur auf einen Augenblick zu besuchen. Ich sandte Adolph nach seiner Mutter. Sie war schon in der Ge-

räthekammer, um mit den Domestiken nach den Reisekoffern zu sehen. So sehr drängte es sie, die Stadt zu verlassen!

Ich ging, ohne sie zu erwarten. Auch Rosaliens Gegenwart konnte mich nicht aufheitern; aber ihre bevorstehende Trennung von mir, wenn ich mit dem Hof nach Freudenwald ginge, hatte sie wenigstens mit mehr Kummer erfüllt, als Leonoren. Im Schlosse fand ich außerordentlich viel mit den Anstalten zur Reise zu thun. Die Dienerschaft hatte anzufragen, ich Befehle auszutheilen; auch mußte ich einigemal zum Fürsten, dann zum Oberststallmeister, um zu bestellen, was für uns nöthig war. Am Abend sandte ich, um fragen zu lassen, was die Meinen machten, und mein Außenbleiben zu entschuldigen. Leonore war nicht wohl; doch hatte sie die Abreise auf den folgenden Nachmittag festgesetzt, und, wie ich hörte, zwei Mal zu mir gesandt, um mir von ihrer Unpäßlichkeit und ihrem Entschlusse Nachricht zu geben. Jene Gänge und die Läßigkeit des Hofgesindes waren Ursache, daß mich diese Botschaften weder getroffen hatten, noch mir waren gemeldet worden. Das vermehrte meinen Unmuth, und ich nahm mir vor, am früheſten Morgen zu ihr zu eilen. Als ich aufstand, brachte man mir ein Billet von Rosalien. Sie war gestern noch kränker geworden. Mein Nichterscheinen, da ich sie sonst gewöhnlich gegen Abend zu besuchen pflege, und der Gedanke an die kommenden Tage, die nun so einsam vorüberziehen würden, hatten auf ihr allzureizbares Gemüth gewirkt. Sie hatte sich früh zu Bette legen müssen, und eine schlaflose Nacht mit Planen zugebracht, wie wir uns doch nahe

bleiben könnten. Diese wollte sie mir nun schnell mittheilen, und die Anstalten zu ihrer Ausführung auf der Stelle treffen. Sie bat so dringend! Sie war so ganz Liebe und Hingebung! Ich flog zu ihr, mit dem Vorsatz, mich nur wenige Augenblicke aufzuhalten.

Ich fand sie sehr erschöpft; aber aus den wehmüthig lächelnden Blicken strahlte eine schöne Hoffnung. Sie hatte noch gestern mit dem Besitzer eines in der Nähe des fürstlichen Schlosses gelegenen Gartenhauses, das zu vermiethen war, gesprochen. Sie wollte es beziehen. Sie hatte tausend Entwürfe, wie wir uns in den entlegenen Partien des großen schönen Gartens, von einer reizenden Natur umgeben, mit desto größerer Freude sehen könnten. Ihre dichterische Phantasie hatte Alles auf's schönste ausgemalt. Ich mußte den Zauber der Leidenschaft erkennen, und durfte nicht tadeln, was sie so anmuthig aus Liebe für mich entworfen hatte. Dennoch graute mir vor dem Gedanken der Oeffentlichkeit, die unsere Vinbindung dadurch bekommen mußte, besonders nachdem schon allerlei Gespräche sich über uns zu erheben anfangen. Ich versuchte einige Einwendungen. Sie fruchteten nichts gegen die glühenden Farben des Gemäldes von unserm seligen Landleben, das in diesem ätherischen Gemüthe bereits ganz ausgemalt stand. Aber über diesen Einwendungen und Widerlegungen war mehr als eine volle Stunde vergangen, und mit ihr die Zeit, die ich bei den Meinigen hätte zubringen können. Ich mußte zu meinem Prinzen, und erst gegen zwölf Uhr war es mir möglich, Leonoren zu sehen. Diese Hindernisse, dieser Umtrieb, selbst die verlegene Stimmung, in der ich mich Leonoren gegenüber

befand, regten mein Gemüth in widriger Spannung auf. Schon im Vorsaal ergriff der Anblick der gepackten Koffer, Taschen und anderen Reisegeräthes mich auf eine peinliche Art. Ich sah, es war beschlossen, man wollte fort. Völlig angezogen im Reisekleide, etwas blaß, aber ruhig, trat mir Leonore entgegen.

Wie ich sehe, ist dein Entschluß fest, sagte ich: und so schnell!

Ich wüßte nicht, was mich hier halten könnte, antwortete sie: in Rosenstein ist jeder Tag Gewinn. Mich verdroß die Antwort. „Du bist doch gar zu sorgfältig! Du warst gestern nicht wohl!“

Kleinigkeit! antwortete sie leicht: in meinen Bergen werde ich mich am sichersten und schnellsten erholen. Mein Sinn steht nur dahin, und es ist mir, als könnte ich sie nicht früh genug erreichen.

„Diese Sehnsucht ist doch ganz neu.“

Mit Nichten! Nur scheute ich mich früher, sie zu äußern, um dir das Herz nicht schwer zu machen. Jetzt gibt sich die Sache von selbst. Meine Gegenwart zu Hause ist nothwendig, du wünschest sie, und vorgestern sind Pferde mit der gewöhnlichen Fuhr angekommen. So fügt sich Alles zusammen, und ich gehe diesen Nachmittag.

„Diesen Nachmittag? Wozu diese Eile? Du erreichst Rosenstein doch heute nicht.“

Ich komme bis Ennsheim, übernachte bei'm Oberförster, und bin morgen Mittags zu Hause.

Ich fühlte mich verstimmt, erkältet, und schwieg. Nach einer kurzen Pause fing sie ein sehr besonnenes Gespräch über die Verfügungen an, die in Rosenstein

zu treffen wären. Ich fand meine Fassung in der ihrigen. Wir sprachen lange und angelegentlich. Es schlug zwei Uhr. Man holte mich zu Tische. Leonore sprang auf, sie erblaßte, und ich sah eine heftige Erschütterung ihr Wesen durchzucken.

Leb' wohl! rief sie, und schlang ihre Arme fest um meinen Hals.

So hast du mich noch lieb? rief ich.

O, mein Gott! seufzte sie, und ihre Thränen strömten.

„Bleib da, Leonore! Laß es in Rosenstein gehen, wie es kann! Verlaß mich nicht!“

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihre Stellung zu verändern, oder ihre Thränen zu stillen.

Ich muß! sagte sie endlich: halte mich nicht auf! Es ist gut, daß ich gehe.

Ich sah sie zweifelnd an. Der Kammerdiener trat noch einmal ein.

Nun umschlang sie mich noch fester. Auch meine Augen wurden naß. Sie sah es, und hub den schönen thränenvollen Blick und die gerungenen Hände zum Himmel. Dir empfehle ich ihn! sagte sie, und schien noch etwas hinzusetzen zu wollen. Ein Blick auf die Kinder hielt sie zurück. Diese umschlangen mich, mein Herz war unaussprechlich bewegt, es war, als gälte dieser Abschied keiner Trennung für kurze Wochen. Ich riß mich endlich los, und stürzte fort.

Nach einer Stunde, sobald ich gegessen hatte, eilte ich wieder hinüber. Sie waren schon fort.

Trübe und finster brachte ich diesen Tag und noch zwei folgende zu. Ich war an mir selbst irre geworden. Zum ersten Mal fühlte ich eine Unsicherheit über meine

Stellung gegen Leonoren, und über ihre Liebe zu mir. Zweifel, Vorwürfe, finstere Gedanken erhuben sich, wie ein Gewitter, in meiner Brust; alle Milde, alle Liebe Rosaliens konnten sie nicht stillen, und ihr Vorsatz, nach Freudenwald zu ziehen, war nicht geeignet, die unangenehme Spannung, mit der ich in die Zukunft blickte, zu lindern. Auch daß Adolph mir fehlte, den ich auf Leonorens Bitte mit ihr habe reisen lassen, störte mich, und machte mir das Gefühl meines Alleinseyns noch drückender.

Wußte Leonore bestimmt um meine Verbindung mit Rosalien? Und was wußte sie? War es Trotz, oder natürliche Gleichgültigkeit, Eifer für ihr Hauswesen, oder Wunsch, sich mir zu entziehen, was ihr diese Reise so angenehm machte? Ich liebe sie noch eben so heiß wie ehemals, ich zeigte ihr deutlich genug, daß ich sie ungern verlor. Warum drang sie dennoch so auf die Abreise?

Habe ich wirklich Unrecht gegen sie? Kann eine innige, aber, Gott weiß, gewiß schuldlose Neigung zu einer Unglücklichen, die nur für mich und in mir lebt, ihr gegründete Ursache zu Klagen geben? Warum hat sie nicht längst gesprochen? Ich würde mich damals offen erklärt, und sie — so denke ich wenigstens — gewiß zufrieden gesprochen haben.

Diese und tausend ähnliche Gedanken kämpften in meiner Brust, als am vierten Tage nach Leonorens Abreise ein Brief von Rosenstein ankam. O, niemals, auch nicht in jener Zeit meiner ersten hoffnungslosen Liebe zu Leonoren, habe ich ein Blatt, das ihre Schriftzüge trug, mit mehr Begierde erbrochen, als diesen Brief! Ich ward bitter getäuscht.

Es war der ruhigste, freundlichste Brief von der Welt. Sie war glücklich angekommen, befand sich mit den Kindern sehr wohl, und hatte mir außer einigen zärtlichen Gemeinplätzen nichts zu sagen, mich um nichts zu fragen, als über die Lage der Geschäfte auf dem Gut, und die Anordnungen, die zu treffen standen. Ich warf den Brief unmuthig auf den Tisch.

Nein! Rosalie hätte mich nicht verlassen, um ihre Wirthschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen! Ihr bin ich mehr als Vermögen und Lebensbequemlichkeit, ja mehr als das Leben selbst. Sie könnte mir Alles, Alles aufopfern, nur nicht ihre Liebe!

Ich habe überlegt, geprüft. Wirf mir nicht ein, wie du schon öfters thatest, was meine Pflicht gegen Leonoren heische! Ich habe diese nicht verletzt. Ich liebe sie wie ehemals. Aber sie ist kalt. Ihr geht das Hauswesen und die Wirthschaft über ihren Gemahl, und sie versteht mich nicht. Es wäre nutzlos, mit ihr zu sprechen.

Ich habe dir, lieber Bruder, einen unendlich langen Brief, aber mich nicht ruhiger geschrieben; vielmehr hat sich mein Verdruß bei dem Wiederkäuen vergangener Aergernisse erneuert und vermehrt. Ich muß hinaus in's Freie. Ich will satteln lassen. Vielleicht finde ich auf Bergen und in Wäldern die Ruhe, die mich hier flieht.

64. Leonore von Fahrnau an die Baronin von Lehmbach.

Rosenstein, den 15. Junius 1811.

Hier bin ich in meinen geliebten Bergen. An Ludwigs Hand habe ich sie vor einem halben Jahre ver-

lassen. Ohne ihn betrat ich sie wieder. Was ich in meinem letzten Brief vorausgesagt habe, ist eingetroffen. Ich mußte hierher. Vernünftigerweise war nichts anders zu thun, und es vereinigten sich manche Umstände, die zu jeder Zeit mich dazu bestimmt haben würden. Dennoch war ich entschlossen zu warten, und zu verschieben, so lange es möglich war, um wenigstens den äußeren Schein einer zufriedenen Ehe zu erhalten, obgleich mein Herz die Wirklichkeit längst mit Schmerzen aufgegeben hatte.

Du glaubst nicht, liebe Schwester, welche Gerüchte und Schwätzereien über Ludwigs Verhältniß zu jener Person, das er in das strengste Geheimniß gehüllt glaubt, umherlaufen, und wie man sich nicht scheute, mir selbst bald offen, bald in versteckten Ausdrücken davon zu sprechen. Aber je lauter diese Gerüchte wurden, desto mehr suchte ich durch ein äußerlich gleiches Betragen, und besonders durch meine Gegenwart den Schein zu retten. Ich wußte wohl, daß ich in Freudenwald nicht mehr im Schlosse wohnen konnte, sondern ein abgesondertes Haus würde beziehen müssen, wo sich denn für seine ohnedies seltenen Besuche bei uns noch mehr Abhaltungen finden würden; ich konnte berechnen, daß ihm bei der Entfernung des Lustschlosses von der Stadt sein Umgang mit jener Person viel mehr Zeit kosten, und diese Zeit wahrscheinlich auf meine Unkosten gewonnen werden würde; und ich sah ein, daß, wenn wir nicht sehr beträchtlichen Schaden leiden wollten, Eines von uns wenigstens für einige Wochen nach Rosenstein gehen müsse. Dennoch war ich entschlossen, mich nicht dazu anzubieten, und nicht von ihm zu weichen, so lange ich

es mit Ehren würde thun können. Wie manche Ehe wurde nicht erst schlecht, weil man sie schon für verdorben hielt? Und wie mancher Mann entfernte sich wirklich von seiner Frau, weil sie ihn in gerechtem Unmuth aufgab? O, es ist erstaunlich, wie viel der Mensch einreißt, wenn er die zarten Schranken der Meinung umstößt; und das Kind, das den Zwirnfaden sprengt, womit ihn die Mutter zur Strafe bindet, würde auch aus wirklichen Banden in strafbarem Ungehorsam zu entweichen sich nicht scheuen.

Daher sollte Ludwigs Ausspruch mir ein Gottesurtheil seyn. Nur wenn er es fordern würde, wollte ich den längst gehegten Wünschen nach meiner stillen Einsamkeit folgen.

Dieser Fall trat ein. Ein neuer Brief des Verwalters machte meine Gegenwart unumgänglich nothwendig. Ich schwieg dennoch. Aber Ludwig — Ludwig selbst fragte mich jetzt, ob ich nicht gehen wollte?

Diese Erfüllung des lange gefürchteten Ausspruchs, und das deutliche Hervortreten des dunkel Geahneten machten eine unbeschreibliche Wirkung auf mein Gemüth. Es war, als wäre nun Alles abgerissen, Alles weggebrochen, was ich so lange, so fest gehalten hatte. Der Schlag war gefallen.

Ich willigte ein, so ruhig und freundlich es mir nur möglich war. Aber innerlich war mir, als fühlte ich den Tod im Herzen. Ich mußte das Zimmer verlassen, und war nicht im Stande, Ludwig zu sprechen, als er mich suchen ließ. Warum auch eilte er fort? Seine Stunde, zum Prinzen zu gehen, war ja noch nicht gekommen!

Mir ward sehr schlimm. Gott wird es mir verzeihen, wenn ich, selbst meiner Kinder vergessend, ihn manchmal bat, mich doch recht bald zu sich zu nehmen. Bin ich denn nicht schon todt, seitdem mich mein eigentliches Leben, Ludwigs Liebe, verlassen hat?

Den Tag zuvor waren Pferde von Rosenstein mit Viktualien gekommen. Ich überlegte Alles, ich fand, daß man am klügsten thue, einem bitteren Entschluß nicht erst lange in's Auge zu sehen, und setzte meine Reise auf den nächsten Morgen fest. Doch sandte ich zu Ludwig, ihm das zu melden. Er war nicht auf seinem Zimmer, nicht bei'm Prinzen. Ich wußte genug.

Nach Tische kam der Eigenthümer des kleinen Landhauses in der Nähe des fürstlichen Schlosses, mit welchem ich wegen der Miethe schon früher gesprochen, und nur über den Preis, der mir zu hoch schien, nicht einig geworden war. Er sagte mir, es wäre ihm leid, daß er alle weiteren Unterhandlungen über sein Haus mit mir abbrechen müsse; denn nicht blos die Wohnung, die ich gewünscht, sondern das ganze Haus mit allen Nebengebäuden sey von Frau von Sarewsky eben diesen Vormittag gemiethet, und ihm ein so glänzender Anbot gemacht worden, daß ich es ihm nicht verdenken könne, wenn er auf die Ehre, die Familie des Barons von Fahrnau in seinem Hause zu bewohnen, Verzicht thun müsse. Ich antwortete nicht. Ein eiskalter Schauer überlief mich. Das Haus liegt ganz nahe bei'm Schlosse, sein Garten gränzt mit dem fürstlichen, ja es ist mit leichter Mühe möglich, eine Communication herzustellen. Darum wäre es mir so lieb gewesen! Darum hatte ich es vor Allen gewählt! Ach, jetzt war mir Alles

klar — Ludwigs Wunsch, daß ich nach Rosenstein gehen möchte, und die Unmöglichkeit, unter diesen Verhältnissen in Freudenwald *etwas weiter vom Schlosse, als die Geliebte selbst*, zu wohnen!

Unaussprechlich bitter waren meine Gefühle, als der Mann mich verließ. Die Scene des Morgens hatte mich angegriffen, die Anstalten zur Reise erschöpften mich, diese Nachricht vollendete das Ganze. Ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen halten. Die Unpäßlichkeit schützte mich zugleich vor Besuchen und Störungen. Ich ließ meine Thüre vor Jedermann verschließen, und meinen Gedanken und Thränen in ungestörter Einsamkeit freien Lauf.

Einmal gegen Abend schickte ich noch zu Ludwig. Er war, wie es hieß, bei dem Fürsten. Möglich! dachte ich: aber es ist auch noch Anderes möglich! Indessen hoffte ich, da ich ihm sowohl meine Abreise, die auf den nächsten Tag festgestellt war, als mein Uebelbefinden hatte melden lassen, ihn doch den andern Morgen zeitig zu sehen. Die Stunde unseres gewöhnlichen Vereins, nach dem Frühstück seines Eleven, kam. Ludwig erschien wieder nicht. Ich sandte hinüber — er war schon lange ausgegangen.

Es ward zehn, eilf Uhr. Ich hatte früher wegzufahren gedacht, um Rosenstein noch Abends, wenn auch spät, zu erreichen.

Endlich um zwölf Uhr trat er ein. Er schien befremdet, Alles zur Abfahrt bereit zu finden. Ein Rest von Liebe, vielleicht auch nur Artigkeit, vermochte ihn, mich jetzt noch aufhalten zu wollen. Ach! Hätte ich auch bleiben *können*, ich hätte nicht *gedurft*! Welche

Auftritte hätten nach dem, was ich gestern vernahm, meiner in Freudenwald gewartet? Im Augenblick des Abschiedes überwältigte mich mein Schmerz. Ich schloß ihn fest in meine Arme, und der Gedanke, unter welchen Umständen, und wann wir uns wiedersehen würden, erfüllte mich mit Grauen und Todesangst.

Da drückte auch er mich an sein Herz, so innig, so warm, daß das meine über die grausame Täuschung blutete. Verlaß mich nicht! sagte er mit seiner schönen Stimme, die unwiderstehlich ist, wenn sie bittet. Ach! ich mußte — ich mußte! Konnte ich denn bleiben?

Man rief ihn ab. Ich empfahl ihn Gott im brünstigen Gebet. Er segnete seine Kinder, und verließ mich in heftiger Rührung. Es war vielleicht der letzte Sonnenblick nach dem gewittervollen, trüben Tag, der noch einmal bei'm Scheiden durch das umnachtende Gewölk blitzt, um dann — wer weiß auf wie lange? — zu verschwinden. Wird dieser Nacht ein Morgen folgen? O, Gott! Er ist strafbar; aber er ist unendlich liebenswürdig. Verlaß mich nicht! hat er gesagt.

Und hätte ich es vielleicht nicht sollen? Liebe Schwester! Zuweilen steigt dieser Gedanke noch jetzt in meiner Brust empor, und das Leben in seiner Nähe, das Glück, ihn zu sehen, seine Stimme zu hören, kleiden ihn in unwiderstehlichen zauberhaften Reiz. Aber eben dieser Reiz, diese Sehnsucht nach dem Geliebten sind es, die mir den Gedanken verdächtig machen müssen. Ich konnte nicht bleiben, wenn eine Sarewsky nicht blos in Geheim seinem Herzen näher stehet, sondern auch öffentlich ihm näher wohnt, als ich. Und hatte

er nicht selbst meine Abreise gewünscht? Mußte sie unserer Angelegenheiten wegen nicht endlich früher oder später doch statthaben? Alles das sage ich mir tausend Mal; dennoch vermag ich nicht, jenes Verlaß mich nicht! zu übertäuben, das ewig in meiner Seele klingt.

Von meinem Leben hier kann ich dir noch nichts sagen. Es ist ganz dumpf, obwohl in tausend dringende, und mir jetzt so nichtsbedeutende, Geschäfte verschlungen. Das Einzige, was mich erquickt, ist der Anblick der freien schönen Natur, und der Einfluß der reinen Luft. Auch die Kinder fühlen ihn wohlthätig. Ach, hier ist es so still, so heimlich! Warum haben wir je diese selige Einsamkeit verlassen? Der Schritt aus unseren Bergen war der zum Verderben.

65. Rosalie von Sarcewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald, den 16. Junius 1811.

Endlich, endlich, liebe Bertha, habe ich einen meiner heißesten Wünsche erreicht, einen Wunsch, der zwar noch lange nicht der letzte am Ziele ist, aber der allein die Erfüllung der übrigen möglich macht. Ludwig hat sich entschlossen, Leonoren nach Rosenstein gehen zu lassen. Er ist jetzt allein, und mein Einfluß auf ihn freier.

Es hat viel gekostet, es nur bis dahin zu bringen. Jeden Schritt zu diesem Herzen muß ich mit Leiden erkaufen, oder mit Stürmen erkämpfen; denn es ist unbeschreiblich, wie er an Vorurtheilen, und vor Allem an dem Urtheil der Welt hängt. Ich wohne ihm jetzt ganz nahe. Wir sehen uns täglich, und öfters mehr als einmal im Tage. Es hat sich ein Gartenhaus für

mich gefunden, das unmittelbar mit dem fürstlichen Lustschlosse zusammengränzt. Eine leichte Veränderung in einem der dunkelsten Boskete im Garten macht ein Zusammentreffen ohne Zeugen und Auflaurer möglich.

O, welche schöne tief empfundene Stunden ungestörten Genusses fließen uns hier dahin! — Ungestört? Ja wohl von äußeren Einwirkungen; aber nicht von den Gespenstern in seiner Brust, die ihn oft mitten im seligsten Erguß unserer Gefühle aufschrecken! Doch die Hoffnung, die uns nie ganz verläßt, flistert mir tröstend zu, und ich will Alles, was die hingebendste Liebe vermag, aufbieten, um ihm Leonorens Entfernung mehr als zu ersetzen.

Sollte es wirklich zu anmaßend von mir seyn, dies endlich zu hoffen? Oder dürfte ich mich mit dieser Frau nicht messen können? Was hätte sie denn vor mir so Unerreichbares voraus, das nicht ganz allein in dem Zauber läge, den der Begriff der Pflicht und alte Gewohnheit um sie gezogen? Ist einmal dieser zerstört, und sind Ludwigs Augen hierüber geöffnet, dann wird wohl bald die Heroine häuslicher Tugend und fraulicher Vollkommenheit zur gewöhnlichen Ehehälfte herabsinken, und ich werde in jedem Sinne neben ihr stehen dürfen. Künstlerin bin ich, wie sie, und ich glaube, es wird mich Niemand vorlauter Eitelkeit zeihen, wenn ich mit Selbstgefühl sage, noch weit mehr, wie sie, die in nüchterner Beschränkung, von Rücksichten gelähmt, nie den kühnen Flug zu den Höhen der Kunst erheben wird. Der Hausfrau muß, und will ich allerdings den Vorrang lassen. Zu kochen, zu schneidern, zu wirthschaften verstehe ich schlecht.

Aber sind denn diese Künste, in denen jede Haushälterin uns übertreffen muß, die edelsten und einzigen Ansprüche auf das Ehrenwort einer trefflichen Frau? Freilich sie ist seine Frau, die Mutter seiner Kinder! — O, Bertha! Bertha! Kann ich denn dafür, und ist es ein Vorwurf, den das grausam ungerechte Schicksal mir zu machen hat, daß ich das nicht bin? Muß ich den ganzen Himmel, der in diesem Gedanken liegt, fühlen, und noch dafür büßen, daß er mir verschlossen ist? — Nein! Nein! Was mein Elend ausmacht, darf mir nicht zur Schuld angerechnet werden. Ich kann nicht dafür, daß ein unseliger Irrthum ihn vor Jahren an ein Wesen knüpfte, das sein Herz viel minder zu begreifen und zu beglücken versteht, als ich; ich kann nicht dafür, daß ich ihn nicht früher kannte, und unselige Verhängnisse mich zu unseligen Mißgriffen hinrißen! O, mein Gott! Sein Weib! Mutter seiner Kinder! Gewiß könnte und würde keine Mutter, kein Weib auf Erden den Rang in der Stärke, in der Dauer, in der Seligkeit der Liebe streitig machen, mit der ich ihn und sie umfassen, und alle Kräfte, alle Fähigkeiten meines Wesens nur dazu anstrengen würde, ihn und die holden Wesen, in denen unsere Liebe sich verklärte, unaussprechlich glücklich zu machen, und noch glücklicher zu seyn, als sie!

Ich schwärme, Bertha! Ach, es ist so süß, und so marternd, sich das Bild auszumalen, wie Alles hätte gehen können, gehen sollen — und dann, mit grauenhafter Kälte im Arm der Wirklichkeit erwachend, zu fühlen, wie es jetzt ist, und nicht anders seyn kann! Das ist mein Fluch, den ich überall herumtrage. Ich

darf nicht glücklich, ja nicht einmal ruhig werden. Was mir ward, hat mich nicht beseligt, sondern elend gemacht; was ich mit fester Entschiedenheit als mein höchstes Glück erkenne, ist mir auf ewig entzogen.

Doch es raschelt in den Büschen, die Sonne sinkt, die Stunde ist da. Ich eile in seine Arme, an seine Brust, um auf Augenblicke zu vergessen, wie unglücklich ich bin. Leb' wohl!

66. Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald, den 30. Junius 1811.

Ich tauge nicht in's Hofleben. Ich habe es gefühlt, als mir zuerst diese Ketten mit dem Versprechen, daß sie mich nicht drücken sollten, leise und schmeichelnd um die Glieder gelegt wurden. Frei muß ich mich bewegen, meinen Feind in's Auge fassen, und mit offener Gewalt auf ihn zugehen können. Das scheint der falschen, armseligen Schranzenwelt unmöglich, und so erhebt sie ein Geschrei und Gekrächze, wie das ängstliche Nachtgevögel, das ein gäher Schlag aus seinem Dunkel emporscheucht, und an's ungewohnte Licht des Tages getrieben hat.

Laß dir eine armselige Geschichte erzählen, die blos durch den Lärmen merkwürdig ist, den sie unter den glatten, flachen, aus lauter Formen zusammengesetzten Hofleuten erregt hat.

Eine Seiltänzer-Bande, die artige Kunststücke machen sollte, ließ sich hier sehen, wo die Nähe des Hofes und eines reichen Adels viel brodloses Gesindel herlockt. Auf einer Wiese hinter dem Dörfchen, das zum Schloß gehört, hatte sie ihren Schauplatz mit Schranken

und einigen hohen Stangen aufgeschlagen, und ich ging hin, um zu sehen, ob das Schauspiel auch von der Art sey, daß ich meinen Zögling, der großes Verlangen darnach geäußert hatte, hinführen könnte. Unerkannt, in einfachem Oberrock, mischte ich mich unter die Menge, die von allen Seiten dem Schauplatz zuströmte. Ich half mir, wo das Gedränge am ärgsten war, mit Höflichkeit durch, und stand beinahe an den Schranken, als ein heftiger Wortwechsel mich umzusehen bewog. Lothar und sein Begleiter, ein junger, französischer Offizier, standen im dichtesten Haufen, forderten ungestüm, daß man ihnen Platz machen sollte, und Lothar ging in seinem Uebermuth so weit, eine alte Frau in sauberer bürgerlicher Kleidung, die ihm nicht schnell genug hatte ausweichen können, bei'm Arm zu fassen, und mit aller Rohheit eines Glückspilzes gegen das Pferd des Reiters zu schleudern, der sich Raum durch's Gedränge gemacht hatte, um die Ordnung herzustellen. Mir riß die Geduld. Wer gibt Ihnen das Recht, die Leute zu mißhandeln? rief ich. Er sah mich trotzig an. Und wer gibt Ihnen das Recht, mich so anzureden? erwiederte er. Die Menschlichkeit! sagte ich: die Frau konnte Ihnen nicht ausweichen, und sie hat ihr Geld so gut bezahlt, als Sie.

Er lachte höhnisch: wollen sie an der alten Hexe zum Ritter werden?

„Das bin ich von Geburt, und bereit, es Jedem, der mir ebenbürtig ist, zu beweisen.“ Hiermit faßte ich die zitternde Alte mit einer Hand, machte ihr mit der andern Platz durch den Schwarm, der mir freundlich auswich, und stellte sie vorne hin an die Schranken.

Jetzt wollte der Franzose sich darein mengen. Er rief mir etwas zu, das ich im Geräusch nicht verstand, das aber wie eine Drohung klang, und Lothar, auf mich zutretend, sagte ziemlich laut: wohlan, Herr Baron! So beweisen Sie es mir, wenn Sie Muth haben!

Das war zu viel von diesem Verächtlichen. Sein schändliches, landverrätherisches Gewerbe, seine Franzosenknechtschaft fiel mir ein. Ich wandte mich von ihm ab, und sagte zu dem Offizier: Ihnen, mein Herr, stehe ich jeden Augenblick zu Befehl. Mit Spionen schlage ich mich nicht.

Lothar stand angedonnert. Er erblaßte vor Wuth, und seine Zähne schlugen knirschend zusammen; aber in des Franzosen Gesicht trat der Purpur freudiger Kampfeslust. Er bot mir die Hand. Demain matin à cinq heures dans le petit bois la haut, flisterte er. Ich bejahte, und verließ ihn, um dem Schauspiel zuzusehen.

Mir wallte das Blut noch eine Weile in den Adern. Das sind die Verfechter der Menschenrechte und der Volksfreiheit, die über sich nichts dulden mögen, aber, wo sie den Wehrlosen oder Geringen ungestraft unter die Füße treten können, sich jede Ungerechtigkeit erlauben! Und diese Menschen werden überall geehrt, in allen Cirkeln empfangen, man brüstet sich als starker Geist, wenn man ihre Grundsätze zur Schau trägt, und selbst Rosalie kann sie um sich dulden, und sie sogar geistreich finden!

Nach und nach legten sich diese empörten Wellen, und ich kam ziemlich ruhig nach Hause. Hier aber stand der

kommende Morgen etwas ernst vor mir. Leonorens Trauer, meine Kinder, Rosaliens Verzweiflung, wenn mir etwas Menschliches zustoßen sollte, traten mir vor die Augen. Ich ordnete meine Papiere, schrieb an mein Weib und Rosalien, und legte mich dann im Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, zu einem sanfteren Schlummer nieder. Mein Sekundant, der zweite Kammerherr des Erbprinzen, der auch Offizier ist, weckte mich. Wir eilten fort.

Der Franzose ließ nicht lange auf sich warten. Er haute wacker, wurde aber an der Schulter leicht verwundet. Die Sekundanten traten nun dazwischen. Der Ehre war genug geschehen, wir reichten uns die Hände. Der junge Mensch benahm sich sehr edel. Ich muß ihm dieses Zeugniß geben, und wenn ich Einen seines Volkes lieben könnte, so würde es dieser Fierolles seyn. Er ist Hauptmann unter den Linientruppen, sein Bruder Obrister und Commandant in der von den Franzosen besetzten Festung **.

Ich glaubte die Sache abgethan; aber — weiß Gott, welcher böse Geist sein Spiel dabei treibt — diese unselige Geschichte, halb wahr, halb unwahr erzählt, von dem Auftritte bei den Seiltänzern an bis zu Ende, und auf unbegreifliche Art mit Rosaliens Namen, die gar nichts davon wußte, geschmückt, läuft nun unter dem Hofgesinde umher, wird mißverstanden, unrecht aufgefaßt, thöricht weiter getragen, und ich muß fürchten, daß sie zuletzt noch dem Fürsten zu Ohren kommt. Fierolles kann ich die Schwatzhaftigkeit nicht zutrauen, und auf meinen Sekundanten kann ich mich verlassen. Es bleibt also alle Vermuthung auf seinem Begleiter,

oder auf dem niederträchtigen Spion haften. Einer von ihnen muß der Urheber des Geklatsches seyn, und da alle Umstände so ziemlich, wenigstens unter einiger Verkleidung, halb kennbar angeführt werden, nur die Antwort nicht, die ich Lothar gab, so ist es wahrscheinlich, daß Alles von diesem herrührt.

Mich ärgert das unaussprechlich. Es gehört zu der Anzahl der Verdrüßlichkeiten und Verlegenheiten, die um mich her aufstehen, seit ich das unselige Hofparket betreten habe. Auch steht, wenn man vielleicht noch den Fürsten in diese Sache hereinziehen und ich durch ihn Verdruß haben sollte, mein Entschluß fest, selbst ohne Erwartung der Ankunft des Grafen Helfenstein meinen Abschied zu fordern. Leb' wohl!

67. Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

— — hausen, den 4. Julius 1811.

Ich danke dir, mein liebster Hermann, daß du die Stelle in Fallowetz annehmen, und dadurch die mannigfaltigen Sorgen, welche mir die Verwaltung dieser wichtigen Besitzung in den schwierigen Verhältnissen mit der neu aufgedrungenen Regierung auferlegte, leicht und beruhigend von meiner Brust lösen willst. Ich muß jetzt nur den Oheim beklagen, der bei deiner Wahl zu kurz kömmt. Aber ich sehe die Gründe wohl ein, die dich bestimmten, und mein Vortheil geht zu sehr mit ihnen Hand in Hand, als daß ich einen Versuch machen sollte, sie zu bestreiten. Gott lohne es dir! Aber ganz ohne Waldemuth und uns zwei alte Junggesellen in unserer Wirthschaft zu sehen, sollst du doch nicht loskommen. Der Oheim, der sich des ernsten

strengen Hermann noch wohl erinnert, welcher sich oft als zehnjähriger Knabe mit ihm in Disputationen eingelassen, und ihn über geflissentliche Sprachfehler mit hohem Ernst zurechtgewiesen hat, läßt dich vorladen, auf deiner Reise von *burg nach Fallowetz unausweichlich bei ihm einzusprechen. Er möchte deinen Rath über Verschiedenes einholen.

Nun wird es mir vielleicht doch auch möglich werden, die Schauer zu überwinden, welche sich mir wie Cherube mit flammenden Schwertern vor das Paradies meiner Kindheit stellen. Ich werde dich dort finden. O, Hermann, Hermann! Ich war dort sehr selig und sehr elend!

Es ist doch seltsam, wie das Schicksal mit uns spielt. Du wirst nicht errathen, wen ich vor einigen Tagen, als die Vermählung der Nichte des Rosensteiner Pfarrers die Honoratioren der Umgegend daselbst versammelte, kennen lernte?

Schon öfter, wenn ich mit meinem Oheim diesen Pfarrer, seinen Jugendfreund und Schulgefährten, besuchte, hörte ich mit großer Achtung seiner Gutsfrau erwähnen. Die ganze Gegend stimmte in ihr Lob ein. Man sprach mit Achtung und Bedauern von ihr; denn ihre Ehe soll nicht glücklich, und ein sonst schätzbarer Mann ihr um eines schönen aber verführerischen Weibes willen untreu seyn. Mir gingen alle diese Gespräche achtlos über die Seele. Der unzufriedenen Ehen gibt es viele, und die besten Menschen sind nicht immer die Glücklichsten. So dachte ich nicht weiter weder an diese Frau, noch an die Möglichkeit, ihr zu begegnen.

Bei jener Hochzeit nun nahm mich der Oheim, der durchaus dabei nicht fehlen wollte, mit hinüber nach Rosenstein, das nur ein Paar Stunden von Waldemuth entfernt ist. Die Gegend wird immer malerischer, wie man sich diesem in Bergen und Wäldern versteckten, höchstlieblichen Sitz romantischer Einsamkeit nähert. Die schöne Natur wirkte zauberisch auf mich, ich fühlte mich heiterer, als seit langer Zeit, und konnte nicht umhin, die sonst unglückliche Besitzerin des Schlosses, das, von der halben Höhe des Waldgebirges aus einer Schlucht hervorblickend, in seiner antiken Bauart die Seligkeit ruhigen Besitzes und die Achtung für's Alte beurkundet, ein Bischen zu beneiden. Wir fanden ziemlich viel Gäste, die sich nach der Mittagstafel im Garten zerstreut hatten. Der Oheim saß mit dem Pfarrer, mit mir, und noch ein Paar Personen in einer Laube, als ein bildschöner Knabe mit anständiger Fröhlichkeit zu uns hereintrat, einen Augenblick stehen blieb, aber dann sich dem Greise mit Unbefangenheit und sichtlicher Achtung näherte, und die Ankunft seiner Mutter verkündete. Sogleich auch folgte ihm eine angenehme Gestalt im einfachen sehr vortheilhaften Anzug, deren Anstand und Sprache eine nicht gewöhnliche Bildung verriethen. Sie grüßte uns artig, den Pfarrer mit kindlicher Achtung. Ein hübsches kleines Mädchen ging an ihrer Seite, und der Pfarrer stellte sie uns als die Baronin von Fahrnau vor, indem er auch ihr unsere Namen nannte. Ich bemerkte bei Nennung des meinigen eine plötzliche Veränderung in ihren Mienen, und sie sah mich mit seltsamen Blicken an. Auch mir schienen diese Züge nicht fremd. Dies große dunkle Auge

unter den seidenen Wimpern, dieser zierliche Wuchs, dieser züchtige Anstand waren mir schon ehedem vorgekommen. Ich sann nach. Jetzt klang auch der Name Fahrnau mir auf einmal wie eine alte Bekanntschaft. Kurz, ich fand bald, daß diese Frau niemand Anders als das ehemalige Fräulein Eleonore von Bernheim, meine mir von unseren Eltern bestimmte Braut, war, und erinnerte mich denn auch, daß der Offizier, von dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit ich Manches gehört, und der meine Braut hoffnungslos geliebt hatte, Fahrnau geheißen habe.

Diese Entdeckung diente nicht dazu, mich aufgelegter zum Gespräch zu stimmen. Zwar hatte Leonore mich wenig gekannt, und ihre Neigung für ihren Gemahl war gewiß unendlich stärker gewesen, als die zu mir, an den sie blos Pflicht und Familienrücksichten banden. Aber dennoch war i ch es, der ihre Hand aufgegeben, und das langgeknüpfte Band zerrissen hatte! Alle feindseligen Gerüchte, die damals über meine Heirath ausgestreut wurden, der Zorn meines Vaters, der Unwillen der Bernheim'schen Familie, die ganze unheimliche Vergangenheit mit ihren trüben Folgen standen auf einmal vor mir. Leonore nahm sich vortrefflich. Sie schien mich nicht zu kennen, oder wenigstens jenes frühern Verhältnisses nicht zu gedenken, und das Gespräch kam durch sie sogleich wieder in einen leidlichen Gang. Ich aber war sehr still, verstimmt, und froh, als späterhin ein Concert begann, und ich mit meinen Gedanken allein bleiben konnte.

So hat mich also der Zufall nach zehn Jahren wieder mit derjenigen zusammengeführt, die einst die Ge=

fährtin meines Lebens hätte werden sollen! Sie ist unglücklich durch einen treulosen, von ihr noch stets geliebten Gemahl, mein Herz durch das verworrene Treiben eines leidenschaftlichen Wesens zerrissen! Wer vermag zu sagen, wie es geworden wäre, wenn wir dem Willen unserer Eltern gefolgt hätten? Wer kann ergründen, wie eine lange Reihe von Begebenheiten sich gestaltet hätte, wenn das erste Glied anders gewesen wäre? Wer gutsagen für zwei Gemüther in ganz verschiedenen Lagen und Verbindungen? Der Mensch ist zwar, wenn er nicht glücklich ist, oder die Schuld seiner Thorheiten trägt, sehr geneigt, zu wähnen, es müßte besser seyn, wenn es nur anders wäre, oder wenn er Einmal nicht so thöricht gehandelt hätte. Ach, er hätte es noch zehn andere Male gethan, und wäre, nur auf andere Weise, dennoch nicht glücklich!

Diese trüben Gedanken beschäftigten mich, bis das Concert im Gange war. Dann überwand die Gewalt der Musik, die, wie du weißt, so viel über mich vermag, und es blieb nur eine wehmüthige Grundempfindung in meinem Herzen, wie die Musik sie an sich selbst zu unterhalten geeignet ist, die aber diesmal durch die Art und den Ideengang der modernen Komposition wenigstens bei mir noch ganz vorzüglich erregt und genährt wurde.

Alles, was seit sechs Jahren in Künsten und Wissenschaften an Vor- oder Rückschritten geschehen ist, ist mir neu. Ich finde in dieser Hinsicht lauter Ueberraschungen. Aber ich könnte eben nicht sagen, daß sie stets zu den angenehmen gehören. Welchen sonderbaren Charakter z. B. trägt nicht jetzt die Musik? Un-

endliche Schwierigkeiten, künstliche Harmonieen, grelle Uebergänge, und humoristische Absprünge scheinen die Hauptzüge desselben auszumachen. Bald erhebt sich der Gedanke in kühnen Flügen zu den Sternen, bald sinkt er wieder in gähem Wechsel zu muthwilligen Scherzen herab, klagt nun in verzweiflungsvollen Tönen, und schwärmt gleich darauf in wollüstigen Gefühlen, jetzt unendlich verwickelt in schneidenden Dissonanzen, die sich nur langsam und spät in Wohllaut auflösen, jetzt grell unterbrochen von seltsamen Akkorden oder Bewegungen, von denen man nicht begreift, wie sie in diesem Augenblicke im Kopf des Compositeurs entspringen konnten.

Große wunderbare Geister gingen wohl auf dieser Bahn voraus; denn von den armseligen Nachahmern, die ohne inneren Beruf sich in dieselbe wagen, und uns Verworrenheit statt Tiefe, gesuchte Bizarrerie für Humor geben wollen, spreche ich nicht. Ein düsteres Gefühl, eine unendliche Sehnsucht, Verachtung der Gegenwart, und Streben nach etwas Unerkanntem, Hohem, schienen sie geleitet zu haben. Oft ertönt in ihrer Seele in einzelnen Klängen die Musik der Sphären, aber schnell übertäubt sie die irdische Wirklichkeit mit Prunk und Schwulst. Melancholisch und finster fliehen sie die einfache Freude, die sich in heiteren Melodieen offenbart, und selbst wenn sie einmal einen frohen Gesang anstimmen, tönt mitten heraus ein Schrei der — Wehmuth, möchte ich sagen, der dem wunden Gemüthe, das vergebens zu scherzen strebt, von einem übermannenden Gefühl seines Unglücks abgepreßt wird.

Wie ganz anders klangen einst Simphonieen und

Concerte oder Opern-Musik in unsere Seelen, als noch eine lebensfrohe Welt den Klängen freudiger und kräftiger Künstler mit unverbildetem Geschmack und voll Empfänglichkeit für natürliche Schönheiten lauschte! Schmerz und Freude hatten ihr gesondertes Gebiet. Die gemüthlichen Zuhörer nahmen jede dieser Anregungen voll und kräftig auf, sie verlangten nicht nach wunderbar gemischten Eindrücken, und sie bedurften keiner künstlichen Anregungen und überraschender Blitze, um wahr und vollgenügend zu fühlen. So war die Welt und so die Kunst.

Aber so verschieden auch die jetzige Musik von jener ist, so hat sie doch, wie ich fühle, auch ihren eigenen Reiz, nnd übt besonders eine seltsame Gewalt über jene Gemüther, auf die das Schicksal, wie auf mich, gewirkt hat. Sie reißt hin, und stimmt mächtig zum Einklang in ihre düsteren ahnungsvollen Harmonieen. Es ist der Geist der Zeit, der aus ihr spricht; es ist der elegische Ton der Weltklage, die, besserer Jahre gedenkend, einem unvermeidlichen oder unvermiedenen Unglück wehrlos, düster, bald knirschend, bald sich in wilden Genüssen übertäubend, entgegen geht.

So erschien mir sowohl die Musik bei dem Pfarrer, als auch mehr andere, die ich hier in der Provinzialstadt, welche ich mir einstweilen zum Wohnsitz erkohr, gehört habe. Man gibt hier alle Wochen Concert im Saale eines öffentlichen Gartens, und führt überhaupt ein sehr geselliges Leben, das für Viele großen Reiz haben könnte. Mir wird es eher lästig, eben weil man in dem kleinen Raum, wo sich Alles beständig unter den

Augen herum geht, auch weit weniger Freiheit hat, sich dem Geräusch zu entziehen.

Das würde mich auch bestimmt haben, in die Hauptstadt zu ziehen, wenn mich nicht auf einer Seite der Gedanke abhielte, daß eine Person dort lebt, der ich auf dieser Erde nicht mehr begegnen will, und ich andererseits nicht zu gern in der Nähe des guten Oheims verweilte, als des einzigen Wesens, das mir noch durch Bande der Natur angehört.

Ich besuche ihn oft. Ich weiß, daß ihn das freut, und mein Herz erquickt sich an dem Gedanken, einem guten Menschen Etwas zu seyn. Lächle nicht, lieber Hermann, über den Weichmüthigen, der, aus dem Paradies des häuslichen Glückes für immer ausgeschlossen, sich an dem einzigen, ach, wie bald verwelkenden Zweige ergötzt, der aus jenen Auen des Friedens und der Freude in die dürre Wüste seines einzelnen Lebens herüberhängt! Leb' wohl!

68. Leonore von Fahrnau an die Baronin von Lehmbach.

Rosenstein, den 12. Julius 1811.

Mein Leben fließt sehr einförmig und still dahin, und wenn ich, von Ludwig getrennt und aus seinem Herzen geschlossen, noch irgend ein Glück genießen könnte, so würde es hier in meiner Einsamkeit seyn. Das aufgeregte Gemüth fängt an, sich zu stillen. Ich erkenne wohl die Größe meines Verlusts, aber der Frieden der Natur übt seine ganze stille Gewalt über mich.

Ludwig schreibt mir ziemlich fleißig. Seine Briefe sind herzlich, aber sie sind nicht, wie sie einst waren. Sie enthalten meist nur freundliche Erkundigungen nach uns Allen, Aufträge wegen des Gutes, und einige Neuigkeiten, mitunter auch Klagen über seine Lage, und den Verdruß, den man ihm macht. Er ist nicht glücklich, das ist sicher. Warum er es nicht ist, mag er mit seinem Bewußtseyn ausmachen. Das Mißbehagen, das ihn unaufhörlich begleitet, spricht sich deutlich in jeder Zeile aus. Auch war es voraus zu sehen. Dennoch, dennoch, Clara, greift mein schwaches Herz, das alle Rückfälle und entflohenen Täuschungen noch nicht gelehrt haben, weise zu seyn, jeden solchen trüben Schatten über Ludwigs Gemüthe mit jener ahnenden Hoffnung auf, mit welcher der Landmann bei langer Dürre jedes leichte Wölkchen betrachtet, das am völlig klaren Horizont hinsegelt.

Ich fange an, mich wieder zu beschäftigen, und zwar nicht blos mit dem, was die Nothwendigkeit von mir heischt. Ich male wieder, ich lese, ich unterrichte meine Kinder, und suche so auf jede Art, durch Thätigkeit, Gebet und Ergebung mein aufgeregtes Herz zu beschwichtigen.

Am wohlthätigsten wirken aber die Stille und die Natur auf mich. Ich gehe viel spazieren. Die Saaten reifen jetzt, schon wallen sie golden über die Abhänge herab, das Obst färbt sich nach und nach, die Tannen lassen ihre Nadeln fallen, das Heu liegt duftend auf den Matten, die Jahreszeiten, die Gestirne, die Pflanzen, Alles geht seinen stillen Gang. Alles bleibt unverändert und treu. Ja, Clara! Die Na-

tur ist wahrhaft; sie allein hält an dem ewigen Ankergrunde fest, wenn alles Andere auf den sturmbewegten Wellen des Lebens unstät treibt!

Die Sonne sinkt den Bergen zu, eine magische Beleuchtung erhellt die Thäler, blauer Duft steigt aus den Hütten auf, sichtbarer wallet der Rauch der Feueressen von den Eisenhämmern und Schmieden in die frische Luft empor, ein unendlich stiller Frieden schwebt über der Landschaft, und die Betrachtung dieser Seligkeit, dieser unwandelbaren Sicherheit in den heiligen Gesetzen der Natur, beruhigt auch meine aufgereizte Seele. Blumen und Gräser flistern freundlich um mich, und das letzte Lüftchen stirbt seufzend in den Zweigen des dunkelnden Waldes. In solchen Momenten erscheinet Ludwigs Bild in allem milden Reiz der Wehmuth vor mir. Meine Thränen fließen, aber sie fließen sanft, und mein Herz schlägt ruhiger.

Ach, dieses theure Bild begleitet mich überall, und ich halte es überall mit Freuden fest! Die beiden Gemälde aus Panthea's Geschichte sind nun in Oel angefangen. Mich zieht die Arbeit zauberisch an, ich versenke mich in diese Tinten, Linien und Formen. Am süßesten ist mir die Beschäftigung mit Abradates Gestalt. O mit welcher Lust sehe ich die theuern Züge vor mir auf der Leinwand entstehen! Jeder Druck, jeder kleine Schatten, jeder Strich, der eine Aehnlichkeit treffend wiedergibt, erfüllt mein Herz mit einer Freude, die durch die Wehmuth, die sich zu ihr gesellt, noch inniger, und, wenn ich so sagen darf, reiner wird!

Zuweilen versuche ich mich auch an Landschaften. Unsere Berge sind reich an malerischen Ansichten. Ich habe schon ziemlich viele Studien, und denke daran, sobald die beiden geschichtlichen Bilder fertig sind, eine Ansicht unseres Schlosses und der Umgegend von einem Punkte, wo sie sich gar hübsch ausnimmt, nämlich von dem Hügel hinter dem Pfarrhofe, aufzunehmen, und auszuführen.

Doch eben fällt mir ein, daß ich dir noch etwas sehr Seltsames zu erzählen habe. Unser Pfarrer feierte vor ein Paar Wochen die Hochzeit einer seiner Nichten, eines recht lieben Mädchens, das mich manchmal besucht, und durch seinen einfach guten Sinn angezogen hatte. Ich liebe Feierlichkeiten nie, und Gesellschaften sind mir jetzt wohl noch lästiger, als sonst; dennoch mochte ich es weder dem würdigen Greise, noch der holden Braut abschlagen, wenigstens nach Tische, und Abends bei dem Concert, das der redliche Greis, dem Ernst und der Würde des Hauses gemäß, statt eines Balls veranstaltete, zu erscheinen. Wie ich in die Laube trete, finde ich nebst andern bekannten Gästen einen Obersten Hankwitz, der sich vor einiger Zeit in diese Gegend gezogen hat, und seinen Neffen, einen jungen Mann von sehr anständigem Aeußerlichen. Der Pfarrer nennet uns einander, und der junge Mann ist eben der Julius Tengenbach, dem meine Eltern mich vor Jahren versprochen hatten, und der auf der Universität das fremde schöne Mädchen heirathete.

Ich kann nicht läugnen, daß ich bei Nennung seines Namens von einem unangenehmen Gefühl über-

rascht wurde; doch überwand ich die flüchtige Aufwallung, und da er eben so betroffen schien, suchte ich durch ein gänzliches Nichtbeachten jenes Verhältnisses dem Gespräch eine natürliche Wendung und uns Allen die gehörige Haltung zu verschaffen. Herr von Tengenbach und sein Oheim gefallen mir recht wohl. Julius ist sehr verändert. Ich hätte ihn nicht mehr erkannt. Der blühende Jüngling ist zum sehr gesetzten Manne geworden; aber es sind nicht blos die Jahre, wie ich wohl berechnen kann, die diese Züge so tief gegraben, und dem matten blauen Auge einen so düsteren Blick gegeben haben. Er scheint viel gelitten zu haben. Trübe Erfahrungen sprechen sich im Ausdruck seines Gesichts und in seinen Urtheilen aus. Doch ist durchaus nichts Bitteres darin; vielmehr scheint das rasche Feuer seiner Jugend sich durch Prüfungen geläutert zu haben, und Kenntnisse mancher Art, die er auf weiten Reisen gesammelt, machen seine Unterhaltung belehrend und angenehm.

Seiner Frau wurde nicht erwähnt. Er scheint Wittwer zu seyn, und vielleicht hat der Schmerz über diesen Verlust ihn in die weite Welt getrieben. Wenn das so ist, so sey ihm Alles verziehen, was er einst gegen mich gefehlt, und Gott möge seinem Herzen Frieden geben! Leb' wohl!

69. Mathilde Haller an ihre Schwester.

Freudenwald, den 12. Julius 1811.

Wo soll ich Worte finden, um dir die Ueberraschung, die Seligkeit zu melden, in welche ein Brief, den ich

gestern empfing, mich versetzte, ein Brief von dem Freunde meiner Jugend, den ich, seit ich zu fühlen im Stande bin, allein und ausschließend geliebt habe, und von dem ich mich auf ewig getrennt glaubte?

Du weißt, welche Unruhe sich meiner bemächtigt hatte, seit Julius in Deutschland ist, und Hermanns alte Neigung sich wieder geheimnißvoll zu regen schien. Diese Unruhe währte fort, und die Nachrichten von meiner Mutter vermehrten sie. Hermann hatte sie oft besucht, sich nach mir erkundigt, und viel von alten Zeiten gesprochen. Denke dir nun mein Gefühl, als ich vorgestern auf einem recommandirten Brief seine Hand erkannte. Ich war nicht im Stande, ihn sogleich zu erbrechen. Meine Kniee schwankten, ich zitterte so, daß ich mich setzen mußte. Dennoch tobte eine stille Freude durch mein Gemüth, und eine selige Hoffnung flisterte mir zu, daß er das durch so lange Zeit beobachtete Stillschweigen nicht brechen würde, wenn er mir nichts Angenehmes zu melden hätte.

Ich ergriff endlich das Papier, und öffnete. Seine Schriftzüge, die Worte: Meine theure Mathilde! zauberten auf einmal das Paradies meiner Jugend mir vor Augen. Hermanns Bild stand vor mir, ich hörte seine Stimme. Ach Gott! Was enthielt der Brief! Es war der Ausbruch der reinsten Freude und der treuesten Liebe, die durch jahrelange Entfernung nicht geschwächt, und durch das Unglück nur gereinigt worden war. Der edle, unglückliche Julius war von seinen langen Wanderungen endlich in sein Vaterland zurückgekehrt, und sein erster Gedanke ging dahin, das Glück seines Freundes zu gründen. Er ließ sich von

Hermann eine Schilderung seiner Lage machen, und trug ihm eine Oberamtmannsstelle auf einem seiner Güter auf eine Art an, die den Werth der Gabe dreifach erhöht. Von mir, von Hermanns häuslichen Aussichten war keine Erwähnung. Es soll nicht scheinen, als wolle er für uns sorgen. Er bittet blos den Freund, ihm mit der Annahme dieser Stelle einen wesentlichen Dienst zu leisten. Er war es, der eines Beamten bedurfte, und der von dem Freund diese Gefälligkeit zu empfangen hatte.

Diese Stelle, mit Vortheilen verbunden, wie nimmermehr der Gutsherr, wie nur der Freund sie anbieten kann, setzt Hermann in den Stand, auf eine sorgenfreie Zukunft zu denken. Er erkundigte sich leise bei meinen Verwandten, und bot mir dann seine Hand, die Theilnahme an einem stillen, aber sehr bequemen Daseyn. Wir sollen in Fallowetz wohnen — ach, an dem Orte meiner Geburt, wo ich mit Julius und Hermann spielte, und wo die Liebe zu diesem, so wie die Natur, sich in mir entfaltete und wuchs!

Ich habe ihm heute geantwortet, einen langen Brief, den Thränen der Freude und der Wehmuth benetzten. Ich habe ihm gezeigt, wie treu und innig ich ihn liebe; aber ich habe ihm nicht verschwiegen, wie meine Jugend so ganz verwelkt, und von dem ehemals blühenden muntern Mathildchen keine Spur mehr vorhanden ist. Ich will ihn nicht täuschen. Er soll kommen, ehe er sich unwiderruflich bindet; er soll selbst sehen, ob das Mädchen, das er finden wird, und das Bild, welches aus früherer Zeit in seiner Brust lebt, noch ein und dasselbe Wesen sind.

Aber wenn er mich dann noch wählt, wenn sein Auge durch den Schleier dringt, den uns Alter oder Krankheit überwerfen — und wenn es ein Mannsauge kann, so ist es das meines sanften klaren Jugendfreundes — dann, Schwester, bin ich das glücklichste Wesen auf Erden! Alles, was ich gelitten, verschwindet wie ein Nebelduft vor meinen Blicken, und mein ganzes künftiges Leben sey ein langer inniger Dank gegen den allgütigen Vater, der meine Thränen, meinen geduldigen Schmerz, und Hermanns Tugend angesehen, und uns durch die Hand der treuesten Freundschaft ein unaussprechliches Glück bereitet hat.

Dieses Glück würde zwar unter allen Verhältnissen jede andere Bedingung äußeren Wohlstandes bei mir überboten haben; in der Lage aber, in der ich seit zwei Jahren lebe, und noch mehr unter den gegenwärtigen Umständen, erscheint es mir wie eine wahre Rettung. Rosaliens fortgesetztes Verhältniß zu Fahrnau, die höchste Leidenschaftlichkeit, und der, man möchte sagen, frevelhafte Leichtsinn, mit dem sie den Frieden eines achtungswürdigen Hauses ihren unbezähmten Wünschen geopfert hat, haben mir den Aufenthalt bei ihr seit Langem peinlich gemacht. Zwar konnte ich nur schweigen, da ich zum Reden und zu Vorstellungen weder aufgefordert, noch berechtigt war; aber meine Mienen, ja, mein Nichtreden selbst, haben ihr oft genug zeigen können, wie ich von dieser Sache denke.

Das mißfällt ihr natürlicher Weise, und die Wirkungen dieses Mißfallens erscheinen dann in einem höchst ungleichen, gespannten Betragen, das bald freund-

schwaftlich, bald kalt, jetzt offen, jetzt zurückhaltend ist. O, wie hundertfältig will ich die Stunde segnen, die mich einmal diesen zahllosen Unannehmlichkeiten entnimmt! Leb' wohl!

70. Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald, den 5. August 1811.

Du hast lange nichts von mir gehört. Zu wild bewegt sich das Leben in stets wechselnden, und meist peinlichen Gestaltungen um mich her, und treibt aus seinen innersten Tiefen Schauergebilde und düstere Nebel hervor, die mich bald schrecken, bald in unbestimmt schwankenden Formen das Aergste fürchten lassen, und zuletzt wieder in nichtigen Duft zerfließen. Warum kann nur ich allein keine Ruhe finden? Ich habe errungen, was ich für die höchste Blüthe irdischer Seligkeit hielt, ich halte es fest, und zu dem Bewußtseyn des Besitzes kommt das lohnende Gefühl angewandten Strebens, und vergoltener langer Leiden. Ludwigs Herz war nicht leicht zu erobern. Tausend Ungeheuer, alte Vorurtheile, frühere Gewohnheiten, falsche Schaam und Menschenfurcht mußten bekämpft werden. Jetzt ist er mein, er hängt mit heißer Liebe an mir, und dennoch — dennoch kann ich meines Glükkes nicht ganz froh werden. So lange Leonore in unserer Nähe lebte, und die nöthige Schonung dieses Verhältnisses ihn mit tausend kleinen Banden gefangen hielt, schrieb ich die Störung meiner Ruhe diesem unheilbringenden Einflusse zu. Ich glaubte, daß mit ihrer Entfernung alle beengenden Verhältnisse gelöset, alle

peinlichen Rücksichten, die mich hier zur Verläugnung meiner innersten Grundsätze, dort zu kleiner List zwangen, aufhören würden, und ich sah diesem Ereigniß, wie der Jahre lang Gefangene dem Moment der gelöseten Fesseln mit Sehnsucht entgegen. Es trat ein, und mein Zustand ist nicht gebessert.

In den ersten Tagen nach ihrer Abreise lag eine düstere Beklommenheit, wie ein trübes Gewölk auf seinem Geist. Es war das Gespenst seines Weibes, das ihn mitten in dem seligsten Umfangen glücklicher Liebe aus meinen Armen emporscheuchte. Er schont sie mehr, als recht ist, mehr, als sich mit dem, was er sich als Mann, was er mir schuldig ist, verträgt, und ich werde manchmal versucht zu glauben, er liebe sie noch.

Nach und nach ließ zwar diese beengende Unruhe von ihm ab, und er kehrte wieder zu seiner freundlichen Stimmung zurück. Da fingen die Nattern des Neides und der Klatscherei an, um ihn zu zischen, und sein sonst so stolzes Herz vermag durchaus nicht, dies mit Ruhe zu ertragen. Auch klagt er über wiederholte Beleidigungen, die ihm dein alter Bekannter, Lothar, zugefügt habe, der allerdings in Ansichten, Geistesrichtung und Betragen das in einer seltsamen Laune der Natur aufgestellte Widerspiel Fahrnau's zu seyn scheint. Diese zwei Wesen müssen sich hassen, weil, wie Leonore von Tasso und Antonio sagt, die Natur nicht Einen Mann aus ihnen Beiden machte.

Wahrlich, Lothar könnte bei dieser Mischung nur gewinnen, und auch Ludwig manches drückenden Bandes

los werden, wenn er Etwas, ach nur Etwas von des demokratischen Freundes kühner Verachtung der Meinung der Menge, und von jener unbezwinglichen Selbstständigkeit hätte, die diesen oft zu einem unerschütterlichen Felsen macht, an den, wenn gleich die Fluth an ihm zerschellt, und die Gewitter mit ihm kämpfen, sich doch die Hütte des Landmanns zuversichtlich lehnt.

Vor einiger Zeit kamen sie hart aneinander. Fahrnau wollte sich über den Streitpunkt und den eigentlichen Hergang der Dinge nicht recht gegen mich erklären. Es war eine Ehrensache, die, wie er meint, nicht vor das Tribunal seiner Freundin gehöre. Sie sollen sich geschlagen haben. Andere sagen, nicht Lothar, sondern der Capitain Fierolles, der Bruder deines Freundes, wäre mit Ludwig in Streit gerathen, und hätte ihn gefordert. Es wurde darüber eine Menge geschwatzt, und man nahm davon sogar Gelegenheit, den Fürsten gegen Fahrnau einzunehmen, der ohnehin nur für jenen als Mensch, aber nicht für den Hof taugt. Alles das führt denn manche trübe Wolke vor Ludwigs Stirn, und er spricht mit ziemlichem Ernst davon, seine Stelle, die er nur gezwungen übernommen, niederzulegen. Das taugt aber durchaus nicht in meinen Plan. Es würde ein sehr störendes Getriebe in den stillen Gang meiner Hoffnungen werfen. Wäre er frei, wohin könnte, wohin würde er mit jener Schicklichkeit, die der Abgott seines Herzens ist, und der er Alles aufzuopfern vermag, sich hinwenden, als nach seinen Besitzungen, und zu Leonoren? Darum kann ich es nicht zugeben. Er muß durchaus hier blei-

ben. Uebrigens glaube ich zu bemerken, daß auch Lothar Fahrnau's Entfernung vom Hofe sehr gern sehen würde. Er haßt Ludwig. Seit dem letzten Vorfall ist die Feindschaft offenbar ausgebrochen, und wer weiß, wie mancher geheime Pfeil selbst durch ihn, der hier sehr bedeutende Verbindungen hat, auf Fahrnau abgesendet wurde. Wenigstens sucht er bestimmt ihn auf alle Art zu reizen. Er nähert sich jetzt auffallend unsern Kreisen, erscheint mit allem Glanz und Trotz, den ihm sein Einfluß und seine Denkart gibt, und besucht öfters sogar mich in den Stunden, wo ich Fremde sehe.

So stehe ich mit meiner Liebe, die so ganz und gar nichts mit jenem Treiben der Menschen zu schaffen hat, mitten in den gährenden Wirbeln kämpfender Gewalten, und kann nichts bewirken, um sie zu stillen, ja nicht einmal versuchen, mich daraus zu retten, so lange Ludwig hier ist, an den einmal mein Schicksal für diese Erde gebunden ist. Wirst du mich nun wieder ungenügsam und verschroben nennen, wenn ich mich in so feindlichen Berührungen des auf allen Seiten roh andringenden Lebens nicht glücklich fühle? Ach! Was jedem von Geschick Verfolgten Balsam in den Wermuthskelch träufelt, was den Ermüdeten freundlich in seine Arme nimmt, und am vertrauten Busen ruhen läßt, die Liebe und innigste Freundschaft, wird für mich zu Gift und Qual, und treibt mich schonungslos aus dem ersehnten Ruheplatz! Und ich soll nicht klagen?

71. Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald, den 12. August 1811.

Alles scheint sich verschworen zu haben, mir das Leben hier zur Hölle zu machen, und die empfindlichsten Schläge kommen gerade von der Hand, von der sie am wenigsten zu erwarten waren, ja von der sie, bei Gott! nie kommen sollten.

Was ist aus mir geworden, Bruder, seit ein wunderbares Geschick mich mit diesem unbegreiflichen unwiderstehlichen Wesen zusammengeführt? Ein Jahr ungefähr ist jetzt darüber hingegangen. Wo stand ich damals? Wo stehe ich jetzt? Nein! Ich kann, ich darf mich nicht länger täuschen. Ich liebe Rosalien mit aller Gluth der höchsten Leidenschaft. Einmal von dem ersten Funken ergriffen, war keine Besinnung, kein Kampf mehr im Stande, dem Auflodern der Feuersbrunst zu wehren, die mein ganzes Ich, und, ich fühle es, mein Glück, ergriffen hat. Jetzt, jetzt verstehe ich Leonorens Besorgnisse und ihre gezwungene Haltung. Sie glaubte damals schon gegenwärtig, was erst später wurde; sie hatte mich verurtheilt und aufgegeben, ehe ich schuldig war.

So sehr ich aber mein tiefes Unrecht gegen sie fühle, so sehr fühle ich auch das ihre. Sie hätte mich nicht verlassen sollen! Daß sie es that, ist mir der unwiderleglichste Beweis, daß ihre Liebe sehr ruhig ist. Und das ist es, was mich im Innersten quält. Ist es Gewohnheit, Eitelkeit, tiefgegründete Neigung? Ich weiß es nicht. Aber der Gedanke, Leonoren gleichgültig zu seyn, schmerzt mich tief.

Auch Rosalie quält mich, nur auf ganz andere

Art. Jener verächtliche Mensch, den die öffentliche Erklärung seiner Nichtswürdigkeit nicht aus meinen Umgebungen zu vertreiben im Stande war, fängt jetzt an, sich auch ihr zu nähern, und sie duldet es nicht blos, sondern scheint wohl gar Gefallen an seinem sophistischen Geschwätze zu finden. Sie sieht ihn bei sich, obwohl ich sie dringend gebeten habe, es nicht zu thun. Sie scheuet sich, sagte sie, ihm das zu sagen; aber sie scheuet sich nicht, Etwas zu thun, was mir mißfallen muß.

Der schlaue Wüstling weiß ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, und das ist es, was ihr seinen Umgang so anziehend macht. Sein Witz erschöpft sich in Sophismen, die unter allgemeinem Tadel das feinste Lob für sie enthalten. Er gibt ihr seine wüste Welterfahrung für Lebensphilosophie, und seine kalte Menschenverachtung dient ihr zur schneidenden Folie. Sie sieht sich allein geachtet, wo alles Andere in den Staub getreten wird, und so glaubt sie ihm die herzlos hingeworfenen Bemerkungen, die sie allein von der großen Anzahl der Weiber auszunehmen scheinen, die er verführt, und dem Elende preisgegeben hat.

Ich kenne jetzt einige Theile seiner Lebensgeschichte. Er ist der Sohn armer, aber rechtlicher, Bürgersleute aus den Rheingegenden. Dem Willen des Vaters zuwider, der ihn zu einem Handwerk bestimmt hatte, riß ihn sein unbändiger Ehrgeiz hin, ein öffentliches Amt und Ehrenstellen zu suchen. Seine Eitelkeit beleidigte bald seines Gleichen, und sein vorlauter Witz machte ihm seine Vorgesetzten abgeneigt. So sah, oder glaubte er sich zurückgesetzt; aber nach seiner

Meinung waren seiner Beförderung nicht das Ungeschick, womit er sich allen hergebrachten Formen widersetzte, und nicht der Troz, womit er Alles tadelte, und besser wissen wollte, sondern blos die Vorrechte höherer Klassen entgegengestanden. Diese wurden daher bald der Gegenstand seines Hasses, weil sie der seines Neides waren, und mit rachedürstendem Herzen schloß er sich an das System der Weltstürmer an, die eben damals mit frischem Glanz und kühnem Muth in den Gegenden, wo er lebte, alte Sitte und alten Glauben zu stürzen gekommen waren. Er ließ sich selbst gegen sein Vaterland brauchen, und verließ es mit ihnen, weil er sich nach ihrem Abzug in der Heimath nicht mehr sicher glaubte. Seitdem hat er die Welt unter verschiedenen Masken durchstreift, hier als Künstler, dort als Offizier, da als Banquier an der Pharobank, überall ein eifriger Anhänger und Beförderer seines Systems, und gelegentlich Spion.

Es ist unbegreiflich, wie sich Rosalie über diesen Menschen ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Grundsätze, so sehr täuschen, und über seinen Geist und seine Kenntnisse alle seine Laster und Nichtswürdigkeiten, mit denen ich sie bekannt gemacht habe, übersehen kann!

So viel habe ich von ihr erhalten, daß sie ihn seltener bei sich sieht, ja sich auch, wenn es möglich ist, verläugnen läßt, und ihn auf diese Weise nach und nach entfernen will. Sie zu einem raschen Schritte zu bewegen, war unmöglich. Sie fürchtet ihn, ja sie fürchtet auch für mich, wie sie sagt, wenn sie ihn offenbar beleidigen würde.

Was könnte der Elende gegen mich beginnen? Das

Schlimmste, was er mir nach seiner Ansicht zufügen würde, wäre, wenn er, die Zahl meiner Feinde am Hofe vergrößernd, früher zu bewirken suchte, was sie meinen Sturz nennen. Aber das ist es eben, vor dem mir am wenigsten bangt. Die beständigen Gegenwirkungen, die ich in Ausübung meiner Bestimmung von so vielen Seiten erfahre, dienen wahrlich nicht dazu, sie mir noch länger wünschenswerth zu machen, und ich würde schon jetzt keinen Augenblick anstehen, meinen Platz zu verlassen, wenn Graf Helfenstein hier wäre, den ich für einen Mann halte, welcher meine Stelle mehr als ersetzen wird, und in dessen Hände allein ich das theure mir anvertraute Pfand, an das eine voll erwiederte väterliche Zuneigung mich bindet, übergeben will.

72. Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald, den 15. August 1811.

Eine neue Art von Qual und Unruhe erhebt sich für mich, liebe Bertha, und aus den freundlichsten Beziehungen steigen, wie giftige Dämpfe aus den bunten Blumen der Tropenländer, nur verderbliche Folgen für mich empor.

Ich habe dir geschrieben, daß Lothar seit einiger Zeit mich öfters besuche. Es ist kein gefälliger Geist, der in ihm waltet; aber es ist eine Kraft und eine Sicherheit in seinem Gemüth, die ihn über die armseligen Verlegenheiten des gewöhnlichen Lebens, so wie über alle Vorurtheile und Schwächen hinwegführen. Er weiß bestimmt, was er will, er will es kräftig, und

hat Besonnenheit und Muth genug, es bis an's Ende, das ihm immer klar vor Augen steht, zu verfolgen. Solch ein Gemüth spricht uns allerdings nicht angenehm an, ja es hat für Jene, die seine Ueberlegenheit fühlen, etwas Drückendes. Ich möchte noch ein Wort aus Göthe's Tasso auf ihn anwenden: Es läßt sich nicht an seinem Busen ruh'n, doch läßt sich ihm vertrauen.

Ich habe ihn einst gefürchtet. Es lag immer etwas Spöttelndes und Lauerndes in seinen Zügen. Er gefiel sich darin, mich und Andere in kleine lebhafte Streitigkeiten zu verwickeln, mit Sophismen zu spielen, uns die Waffen in der Hand umzuwenden, und sich zuletzt an der Verlegenheit zu ergötzen, in die sein Witz und seine Scheingründe uns gesetzt hatten. Es schien mir kein Gemüth in dem Menschen zu seyn, und ich fühlte mich daher durch seine Gegenwart ziemlich eingeengt, obwohl mein Geist sich bald in dem bunten Spiele des seinigen gefiel, und bald von dessen mächtigen Schwingen, wenn es ihm beliebte, sie für einen ernsten Gegenstand zu entfalten, mit Gewalt fortgetragen fühlte.

Vielleicht bin ich ihm mit dieser Ansicht doch zu nahe getreten. Er mag wohl Gemüth haben, nur kein weiches, anschließendes. In ihm herrscht der Verstand vor. Er fordert scharf und bestimmt, Ursache und Folgen zu kennen. Was sich ihm im wohlthätigen Halbdunkel der Phantasie zeigt, zieht er unerbittlich an's Licht des Verstandes, vor dem dann die täuschenden Farben alsbald verschwinden. Für Gefühle hat er nur kalte Begriffe. Ich bedaure ihn manch-

mal darüber, und er lacht mich dafür aus. Dennoch stoßen wir uns nicht mehr so grell ab, wie einst; es scheint, als wäre ihm der Umgang mit einem weichen, phantasiereichen Wesen Bedürfniß, und ich bediene mich seines klaren Verstandes zum Leiter, oft zum Berichtiger meiner Vorstellungen von der Welt, die mein gequältes Herz mir nun freilich anders als andern Menschen, und, ich will es gestehen, nicht immer richtig abspiegelt.

So sehe ich Lotharn eben nicht ungern bei mir erscheinen. Der schroffe Freund kann mir auch vielfach nützen, und ich fühle endlich, daß auch ich ihm etwas bin. Aber Ludwig haßte ihn von jeher, und glaubt sich seit dem letzten Vorfall berechtigt, ihn zu verachten. Er will durchaus nicht zugeben, daß ich ihn bei mir empfange, und ich scheue mich um so mehr, den kalten, spöttelnden Verstandesmenschen geradezu mit der Wahrheit von mir zu weisen, da er mehr Einfluß hat, als man glaubt, und seine Plane klug und verborgen durchzuführen weiß.

Das habe ich Ludwig offenherzig gesagt, und einen Hekla in dieser Feuerbrust entzündet. Er kennt keine Furcht, und am wenigsten vor Lothar. Er besteht seitdem noch heftiger darauf, daß ich diesen nicht mehr sehe, und er hat mir sogar angeboten, ihm die Verbannung aus meinem Hause selbst zu verkünden, wenn ich nicht den Muth dazu hätte. Das darf aber durchaus nicht seyn. Sprechen, offenbar feindlich begegnen dürfen sich diese zwei Menschen nicht, die wie zwei drohende Gewitterwolken an dem Horizont meines Lebens gegeneinander stehen. Es bleibt mir daher

beinahe nichts übrig, als, was eines Jeden durchgreifende Kühnheit durchaus nicht dulden will, ohne ihr Vorwissen geschickt und klug zu vereinigen.

Eines ist, was mich in manchen Momenten noch mehr beunruhigt. Sollte es möglich seyn, daß noch ein anderes Gefühl Fahrnau so unversöhnlich machte? — Nein, es ist unmöglich! Er kann in seiner Brust keiner Empfindung Raum geben, die meiner grenzenlos sich hingebenden Liebe nach allen Opfern, die sie ihm gebracht, so entsetzliches Unrecht thäte! Er kann auch nicht auf Augenblicke glauben, daß ich fähig wäre, irgend Jemand außer ihm liebenswürdig zu finden! Lothar erscheint mir vielleicht achtungswerth, gewiß aber furchtbar. So ist es meine Pflicht, still waltend für meinen Freund zu sorgen, und, da er es nicht verträgt, die Wahrheit offen zu hören, auch ohne sein Wissen den Haß jenes Geistes zu entwaffnen, und das drohende Gewitter freundlich über seinem Haupt hinwegzuführen. Darnach habe ich auch meine Maßregeln genommen, und solche Anstalten getroffen, daß ich Lothar nicht mit offenbarer Beleidigung zu entfernen brauche, und Ludwig ihn doch nie bei mir treffen soll.

73. Mathilde Haller an ihre Schwester.

Aus der Residenz, den 17. August 1811.

Wir haben unsere Wohnung auf's neue verändert, und gerade jetzt, in der größten Hitze des Sommers, wo Alles, was kann, die Stadt verläßt, unser Haus in der Residenz wieder bezogen. Rosalie fand, nachdem wir zwei Monate in Freudenwald zugebracht, nun auf

einmal, daß ihr Gartenhaus feucht, dumpf und ihrer Gesundheit nachtheilig sey. Mir hatte es von allem Anfange an so geschienen. Es ist ein Gebäude ohne Stockwerk, zwar unendlich lieblich zwischen Gebüschen und alternden Bäumen nur halb sichtbar an einem Ende des fürstlichen Gartens gelegen, aber für ein so zartes Nervensystem, wie das meiner Dame ist, nicht berechnet. Ob nun hier nur die Liebe zur Veränderung, die ein Grundzug dieses wunderbaren Gemüths zu seyn scheint, oder aber vielleicht, wie ich fast fürchte, noch eine andere Absicht an diesem neuen Wechsel der Umgebungen Schuld ist, getraue ich mir noch nicht zu entscheiden.

Es ist nun ein Jahr, daß ihr Verhältniß mit dem Baron von Fahrnau währt; jetzt aber scheint sich eine andere, und, wie ich glaube, noch viel verderblichere Verbindung anzuknüpfen. Jener Lothar, von dem ich dir schon öfter geschrieben, kömmt seit einigen Wochen sehr viel in unser Haus. Er scheint die Stunden genau zu wissen, wo Fahrnau durch seine Pflicht im Schlosse gehalten wird, und ermangelt nicht, dann bei Rosalien zu erscheinen. Fahrnau hat das erfahren. Wenn man Rosalien auch viele Fehler vorwerfen kann, so ist doch der der Falschheit nicht darunter. Sie macht kein Geheimniß daraus, daß sie Lothar bei sich empfängt, so wie daß ihr Verstand seine volle Rechnung in der Unterhaltung mit diesem originellen Geiste findet. Darüber ist nun Fahrnau sehr aufgebracht. Er hat von ihr verlangt, daß sie Lothar förmlich das Haus verbiete; aber Rosalie will sich durchaus nicht dazu verstehen. Sie fürchtet, wie sie sagt, den gefähr-

lichen Mann zu beleidigen, und hofft zugleich noch immer, ihrem Geliebten bessere Ansichten von Jenem beizubringen, und zwei so ganz heterogene Wesen, die sie achtet, endlich wohl noch zu versöhnen. So mag ihr die Sache auch wirklich erscheinen, und ihre Eitelkeit sich an dem Triumph weiden, den sie durch jene Vereinigung erhalten würde. Aber ich ahne Böseres. Ich traue Lothar nichts als verderbliche Absichten zu, und wünsche nur, daß weder Fahrnau noch meine Dame unter seinen Planen leide.

Auf jeden Fall hoffe ich durch Gottes väterliche Leitung nicht mehr lange unter diesen Mißverhältnissen aushalten zu müssen, und sehe einem Briefe Hermanns, oder vielleicht — o Gott, nach langen Jahren bitterer Trennung! — seiner Ankunft entgegen.

74. Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

**gau, den 20. August 1811.

Sally! Sally! Was stehst du im Begriff zu thun? In welches Labyrinth von Verlegenheiten und Verwirrungen willst du dich einlassen? Ich war erschrocken, als ich das Ende deines Briefes, und in ihm den Vorsatz las, deine Zusammenkünfte mit Lothar, die Fahrnau dir verbieten will, heimlich fortzusetzen. Hast du überlegt, was es sagen will, mit irgend einem Manne, aber vor Allem mit Lothar ein Geheimniß zu haben, und dich dadurch in seine Gewalt zu geben? Kannst du vergessen haben, wie er von der Welt und unserm Geschlecht denkt? Und sind die verschiedenen Fälle ganz aus deinem Gedächtniß getilgt, wo er Frauen,

die sich seinem schlau berechnenden Geist unterwarfen, später oder früher seinen Absichten geopfert hat? Auch scheinst du nicht zu wissen, wie er recht eigentlich mit Fahrnau steht, und woher ihr gegenseitiger Haß entsprungen ist, und ich erachte es daher für Pflicht der Freundschaft, dich hierüber zu deiner Warnung und Belehrung ganz aufzuklären, da mir es die Verkettung der Umstände enthüllt hat.

Fierolles Bruder ist, wie du weißt, bei euch in der Residenz. Er hat geheime Aufträge für politische Zwecke, und Lothar führt die Correspondenz über jene Mission, da Fierolles besser mit dem Degen, als mit der Feder umzugehen weiß. So sind Beide oft zusammen, und auch vor einiger Zeit bei einer Seiltänzer-Vorstellung gewesen, die viele Menschen versammelte. Fahrnau kam zufällig in ihre Nähe, ganz unkennbar, ohne ein Abzeichen seiner Würde. Das Gedränge war groß, und Lothar erlaubte sich, nach seiner Art, Eigenmächtigkeiten. Fahrnau, dadurch empört, verwies ihm das, und nahm sich der Unterdrückten an. Fierolles gesteht freimüthig in dem Brief an seinen Bruder, daß Recht und Menschlichkeit ganz auf Fahrnau's Seite waren, wie denn überhaupt seit jener Geschichte dieser eben so viel in des feurigen Jünglings Meinung gewonnen, als Lothar verloren zu haben scheint. Sie kamen alle drei aneinander. Lothar forderte Fahrnau, und dieser verweigerte, sich mit ihm zu schlagen, weil — denke dir die unerhörte Beleidigung! — Lothar ein Spion sey. Dagegen ersuchte er Fierolles um einen Gang in den Waffen, und der junge Hitzkopf nahm es mit Freuden an. Das Duell hatte am andern Morgen

Statt, und Fierolles ward unbedeutend an der Schulter gestreift. Der Ehre war genug geschehen, aber in des Jünglings Seele blieb eine hohe Achtung für seinen Gegner.

Daß du, daß überhaupt Niemand, als die theilnehmenden Personen, von dem wahren Gange der Geschichte wissen, freut mich für Fierolles und Fahrnau. Es zeigt Zartgefühl und Schonung selbst gegen den Feind. Bewahre aber nun auch du das Geheimniß, und vor Allem laß keinen der beiden Feinde ahnen, daß du besser unterrichtet seyest, als sie es wünschen mögen!

Kannst du aber nun glauben, daß Lothar eine so ungeheure Beleidigung jemals verschmerzen oder vergeben wird? Kannst du dich überreden, daß er nicht unaufhörlich sinne, wie er sich rächen möge? Wer weiß, ob er nicht eben darum jetzt so viel um dich ist, damit er irgend ein Geheimniß, oder auch nur eine Schwäche Fahrnau's erlausche, die er zu seinen Planen brauchen könnte?

Nimm dich in Acht, theure Rosalie! Lothar ist ein gefährlicher, ja ein fürchterlicher Mensch. Gibst du dich einmal in seine Gewalt, so bist du sein auf ewig. Er kann dir unendlich schaden, wenn er will. Du kannst Fahrnau's Liebe, sein Vertrauen verscherzen, und vielleicht willenlos sogar zum Werkzeug seines Unglücks werden. Ueberlege das Alles wohl, liebe Freundin! Rufe dir zurück, was wir Beide aus früherer Zeit von Lothar wissen, und richte dein Betragen mit Vorsicht gegen ihn ein!

75. Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz, den 23. August 1811.

Mit Erstaunen, aber zugleich mit der angenehmen Ueberzeugung, daß du mich wahrhaft lieben müssest, habe ich deinen Brief vom 20sten erhalten. Sähe es nicht einer Parodie gleich, die dich beleidigen könnte, indem sie deiner besorgten Freundschaft zu spotten schiene, so hätte ich Lust gehabt, den meinigen ebenfalls mit Fragen und Ausrufungen anzufangen. Wie kommst du zu so traurigen Vermuthungen? Welche Unfälle haben das heitere Gemüth meiner fröhlichen Bertha so düster geschwärzt, daß sie in einer leichten geselligen Verbindung solches Unheil, in einem geistreichen, wenn gleich etwas schroffen, alten Bekannten einen so furchtbaren Unhold ahnet?

Aber nein! Ich will in diesem Tone nicht fortfahren. Es klänge wie Scherz, und mir ist überall nicht scherzend zu Muth. Allerlei trifft zusammen, mich zu verstimmen; selbst deine treue Liebe dient dazu, mich zu beunruhigen, und endlich müssen auch noch Geister der Vergangenheit — ghosts of my departed goys — aus ihren dunkeln Gräbern aufstehen, um mich durch Erinnerungen zu quälen.

Aber vor Allem zu deinem Brief! Fürchte nichts für mich von dem wunderlichen Verhältnisse, in welchem ich zwischen Lothar und Ludwig stehe! Meine Liebe für diesen ist so groß, daß deine Winke, welche Besorgnisse für ihn enthielten, mein Gemüth auf einen Augenblick in die heftigste Spannung versetzten. Ich könnte, ich sollte, wenn gleich unwissend, zu seinem Verderben beitragen? O, Bertha! Lieber würde

ich sterben! — Aber mich dünkt, du kennest Lothar nicht recht. Er ist dir früher in Beziehungen, die zu nahe waren, um bei ihrer Zerreißung nicht peinliche Spuren in deiner Seele zu hinterlassen, in einem unrechten, vielleicht erst zu schönen, und dann zu häßlichen Lichte erschienen. Ich gebe dir ja zu, daß er kein gemüthliches Wesen, daß er nicht offen, nicht hingebend, und ritterlich ist, wie Ludwig; aber darum kann er doch streng rechtlich seyn, scharf und richtig denken, und wenn auch nicht schwärmerisch, doch rein menschlich fühlen. Ich möchte sagen, Lothar hat sich durch seinen Verstand, seine Welt- und Menschenkenntniß über den Niveau des geselligen und bürgerlichen Lebens hinausgeschwungen. Er gehört keiner Caste an, aber er erkennt die Menschen aller Stände mit allen ihren Beziehungen und Bedürfnissen im Spiegel seines wasserklaren Geistes. Er wünscht ihr Glück, und sucht es zu befördern. Ob er ganz richtig sieht, wer mag das entscheiden? Sicher wird der, der als Bürger, Bauer oder Gelehrter unter seines Gleichen aufgewachsen, und, nur ihre Wünsche kennend, sie zum Maaßstab alles Großen und Nützlichen nimmt, die Welt und die Menschen ebenfalls nicht richtiger anschauen, als der Adelige, der von seinem Standpunkt aus die Dinge um sich her, als Ritter und Edelmann, betrachtet. Daraus folgt aber nichts Schlimmes für Lothars Gesinnung.

Du schreibst, daß er persönlich von Ludwig beleidigt worden ist. So hat dir der junge Fierolles, den du selbst einen Hitzkopf nennst, berichtet. Lothar spricht geringschätzig von Fierolles Verstande, und über den

Verstand ist der, der selbst so feinen besitzt, gewiß kein verwerflicher Richter. Es ist wahr, Fahrnau scheint den Jüngling zu achten; folgt aber daraus, daß die Geschichte wirklich so war, wie man sie dir geschildert hat? Würde Lothar einen so ungeheuren Schimpf auf sich sitzen lassen? Würde er nicht in aller Art auf Genugthuung dringen, und seinem Feinde nicht auch bei mir zu schaden suchen? Würde endlich dieser anstehen, mir das Wahre der Geschichte zu vertrauen, da er Lothar so bitter haßt? Du siehst, liebe Bertha, daß es nicht ganz so seyn kann, wie du glaubst, oder vielmehr, wie der junge Brausewind es gehört haben will. Darum sehe ich auch nicht ein, warum ich etwas von Lothars Umgang mit mir fürchten, und mit allzudüsterer Ansicht eine fern hergeholte künstliche Auslegung dieses Verhältnisses der geraden, natürlichen, und so begreiflichen Ansicht vorziehen soll, daß nämlich Lothar, der mich längst kennt, und immer, wenn auch nicht mit Zartgefühl, doch mit Auszeichnung behandelt hat, sich durch irgend einen Zufall veranlaßt, mir wieder nähert, und ein Vergnügen in meinem Umgang findet, das den sonst schwer zu Befriedigenden für längere Zeit bei mir festhält.

Oder geben weder mein Geist noch meine Aeußerlichkeit mir ein Recht, dies von einem vorzüglichen Mann zu glauben? Wahrlich, Bertha, deine Freundin muß nicht in gar zu günstigem Licht vor deinen Augen erscheinen, weil du ihr nicht zutrauest, daß sie das uneigennützige Opfer der Achtung eines ausgezeichneten Geistes empfangen könnte. — Und wenn der Mann, der gegen die Meisten rauh und gegen Manche unge=

recht hart ist, mir gegenüber nachsichtiger urtheilt, wenn es mir gelingt, seine Schroffheit zu mildern, und seinen felsenstarren Sinn zu schmeidigen, soll ich nicht an die Macht meines Werthes, sondern vielmehr an geheime Ränke und Plane von seiner Seite glauben, die mich zum trüben Werkzeug heimlich gährender Rache an dem Geliebten meiner Seele machen sollen? Auch müßte ich wahrlich gar thöricht seyn, um in kopfloser Klatschhaftigkeit die Geheimnisse, und die innigsten Verhältnisse des Mannes hinzugeben, der mich mit glühender Leidenschaft selig und beseligend umfaßt, und, mein Inneres klar im Spiegel der antwortenden Seele erkennend, seine Freuden und Leiden, seine Wünsche und Sorgen zutrauensvoll und kindlich in meiner treuen Brust niederlegt!

Darum, liebe Bertha, fürchte nichts für mich, nichts für Ludwig! Aber fürchte auch nichts von Lothar! Wahrlich ich möchte doch wissen, wie und wodurch dieser Mann zu dem Rufe der Unwiderstehlichkeit und dem gar so bösen Leumund bei unserm Geschlechte gekommen ist? Ansprechend ist sein Aeußeres nun sicher nicht, seine Sitten sind nicht geschmeidig, ja, kaum freundlich, und hell und scharf, wie sein Geist, sind auch seine Urtheile, die oft mitten durch's verletzte Herz mit schonungsloser Kälte hindurch schneiden. Wahrheit geht ihm über Alles. Darum zieht er dem Leben den rosenfarbenen Schleier des Wahns vom bleichen Antlitz, und raubt der Liebe ihren zartesten Zauber, indem er das Wie und Warum jene oder diese Person uns anzieht, mit dem Mikroscop des Forschers untersucht, und mit dem herzlosen Messer des Anato-

men zerlegt. Nein! Lothar kann nicht lieben. So kann er auch nicht geliebt werden, und noch einmal wiederhole ich, was ich Dir schon sagte: Es läßt sich nicht an seinem Busen ruhen, doch läßt sich ihm vertrauen.

O, wie so ganz anders ist Ludwig in seiner Schönheit, in seiner kindlichen Offenheit und selbst in dem sprudelnden Stolz der Ritterlichkeit, der ihn, wenn auch der kalte Verstand ihn widerlegen könnte, so unwiderstehlich macht! Wie er so heiß, so hingegeben liebt! Und wie selbst seine ungerechte Eifersucht, die sich seit einigen Wochen immer mehr ausspricht, nur dazu dient, den Zauber, mit dem ich mich an ihn gebunden fühle, zu verstärken!

Es hat wirklich deßhalb stürmische Auftritte zwischen uns gegeben. Er glaubt nicht an mein Urtheil über Lothar, und sein Haß macht ihn blind gegen wahre Vorzüge. Aber selbst sein Zorn, in dessen heftiger Aufwallung er immer edel und zartfühlend blieb, hat ihn meinem Herzen noch theurer gemacht. Ja, Bertha! Ich fühle es, ich sehe es klar ein, Ludwig hat manche Schwächen und Vorurtheile. Aber diese Schwächen dienen nur dazu, mich noch inniger an ihn zu ketten; denn sie entspringen aus einem zart- und hochgesinnten Gemüth, und sie fügen sich so ganz und so genau in die Mängel und Ecken des meinigen, daß wir erst dadurch ein recht inniges Ganzes ausmachen.

Indessen, da diese Schwächen einmal da sind, so scheint es mir Pflicht der Freundschaft und Liebe zu seyn, das, was ich nicht umzuschaffen im Stande bin, mild zu schonen, und klug zu umgehen. Ich kann

Lothars Umgang nicht aufgeben, ohne mich der tiefsten Beschämung durch das Geständniß auszusetzen, aus welcher Ursache ich es thäte; ich kann aber eben so wenig wollen, daß sich die feindlichen Mächte begegnen, oder auch nur viel von einander hören. Darum habe ich für gut gefunden, meinen Landaufenthalt, wo Fahrnau mich in jedem seiner freien Augenblicke unvermuthet überraschen konnte, zu verlassen, und wohne wieder in meinem Hause in der Residenz. Hier weiß ich die Tage und Stunden genau, wann Ludwig kommen kann, und bin in den übrigen frei, zu sehen, wen mir beliebt.

Im Grunde ist mir Alles dieses sehr unangenehm. Das gespannte Verhältniß engt und drückt mich von allen Seiten, und ich vermag mich nicht mehr mit der altgewohnten Freiheit weder gegen Ludwig, noch gegen Lothar zu benehmen.

Zudem wendet sich seit einigen Tagen ein anderer schmerzhafter Stachel in meiner Brust herum, den Zeit und veränderte Verhältnisse beruhigend eingeschläfert hatten; und so wie dem wunden Krieger die längstverharrschten Narben bei schlimmer Witterung oder Krankheit wieder aufbrechen, und die alten Leiden gleichsam neu zurückkehren, so steht auch jetzt eine höchstpeinliche Erinnerung vor mir auf, die mich über Alles quält, und deren schmerzliche Stiche weder Lothars geistreicher Umgang, noch Ludwigs Liebe ganz zu beschwichtigen im Stande sind.

Julius ist nach einem Irrsal von sechs Jahren nach Deutschland zurückgekehrt, und wohnt nicht weit von hier in Waldemuth bei seinem Oheim. O Gott! Nur

mit dem Manne soll das Schicksal mich nicht zusammen führen! Diesen allein fürchte ich, und kann seinen Anblick nicht ertragen; denn gegen diesen allein habe ich ein schreckliches Unrecht. Ich erkenne das tief, wieviel auch Jugend, Unerfahrenheit und die drückende Last einer Verbindung, welche von meiner Seite nur Ueberraschung und Dankbarkeit, keine eigentliche Liebe knüpfte, zu meiner Entschuldigung beitragen können. Ich habe sein Leben, wenigstens auf lange Zeit, vergiftet, und das ist meine Schuld.

Edel und großmüthig wie immer, war die erste Regung, durch welche sein Daseyn sich mir verkündigte, eine schöne Handlung, das Glück eines liebenden Paares, das er stiftete. Du kennst meine Mathilde. Es ist ein gutes, herzliches, und, was noch mehr sagen will, ein sehr gebildetes Mädchen, mit zwar überspannten, aber achtungswürdigen Ansichten von der Welt, die ihr ein gedrücktes Verhältniß, Kummer und Einsamkeit etwas verschoben haben.

Dieses Mädchen ist die Geliebte eines Jugendfreundes von Julius. Er bietet nun dem Freunde ein Amt und eine Versorgung auf seinen Gütern an, die ihn in Stand setzt, Mathilden seine Hand zu reichen, und thut es mit einer Großmuth und einer Zartheit, die nur der ganz in seinem Umfange empfinden kann, der Julius großes Herz, so wie ich, gekannt hat.

Mathilde wird mich also verlassen. Ich hätte das noch vor Kurzem sehr schmerzlich empfunden, da ich sehr an sie gewohnt bin, da sie mich des lästigen Details der Wirthschaft überhoben, und das ganze Hauswesen mit eben so viel Redlichkeit als Gewandtheit ge=

führt hat. Aber seit Lothar öfter zu mir kommt, und sie das Mißverhältniß zwischen ihm und Ludwig bemerkte, hat sie sich mehr als einmal unterstanden, mir ernstliche Vorstellungen darüber zu machen, und ich fühle, daß ich seitdem einen aufmerksamen Beobachter, der zu Ludwigs Gunsten gegen Lothar gesinnt ist, an ihr habe.

Unter diesen Umständen werde ich jetzt weniger an ihr verlieren; aber es wird doch einige Zeit brauchen, bis ich eine Person finde, die eben so redlich, so geschickt, und vor Allem so gebildet ist, wie sie.

Sie wird glücklich! Du solltest die stille Verklärung sehen, die nun in ihren wirklich angenehmen Zügen liegt. Wie die bleiche Wange ein zartes Roth schuldloser inniger Freude schöner färbt, das sonst trübe blaue Auge so freundlich und selig strahlt, und die ganze zusammengesunkene Gestalt sich hebt! Sie scheint mir größer seitdem, und um zehn Jahre jünger. Ach, in manchen Augenblicken kann ich sie um ihre ungetrübte stille Seligkeit beneiden!

Ihr Bräutigam will kommen, sie von mir zu begehren, und abzuholen. Ich finde das nicht ganz schicklich. Auch bin ich dem Mädchen Dank schuldig. So soll die Hochzeit bei mir gehalten werden, und er mag denn seine angetraute Frau heimführen. Julius soll mich nicht ganz beschämen, und ich will auch einen, wenn auch kleinen, Theil an dem schönen Werke haben.

76. Mathilde Haller an ihre Schwester.

Aus der Residenz, den 26. August 1811.

Zum letzten Mal aus der lauten glänzenden Stadt, wo ich zwar wenig Freuden genossen habe, die mir aber

doch ewig merkwürdig bleiben wird, weil in ihr mein Schicksal sich aufhellte, und mein lange gedrücktes Herz sich frohen Gefühlen erschloß, schreibe ich dir, um dir zu melden, daß ich sie nächstens, an der Hand meines Freundes, der dann noch einen heiligeren Namen tragen wird, verlassen, und mit ihm an den Ort unserer Bestimmung, an den theuren Ort unsrer Geburt abgehen werde.

Rosalie — es ist erstaunlich, welche seltsame Mischung von edlen und verwerflichen Regungen, von Zartgefühl und Verkehrtheit in diesem Gemüth beisammen wohnt — Rosalie, die sich zwar trotz der Verschiedenheit unserer Denkart stets edel gegen mich betragen hat, beweiset mir nun durch ihr Benehmen, daß auch ihr Herz mir wirklich gewogen ist, und daß es ihr nicht an Sinn für die feinsten Beobachtungen des Wohlstandes fehlt.

Sie nimmt aufrichtigen Antheil an der jüngsten Wendung meines Schicksals, und hat sich bestimmt erklärt, daß ich nur als Vermählte meines Hermann, an der Hand meines Gatten, ihr Haus verlassen soll. Sie wird meine Hochzeit zwar nach meinem Wunsche und ihrem richtigen Gefühl einfach anordnen; ich bin aber überzeugt, daß sie es an nichts wird fehlen lassen, was zu den Genüssen des gebildeten Lebens gehört. Sie besitzt zugleich Delikatesse und Geschmack, ein feines Gefühl für höhere Freuden, und das Vermögen, allen diesen Forderungen zu entsprechen. Sie freut sich mit kindlichem Sinn darauf, trifft mit froher Geschäftigkeit allerlei Anstalten, und wird dabei mehr als einmal von einem tiefen Gefühl der Wehmuth übermannt, das wohl aus Erinnerungen an eine frühere Epoche ihres Lebens herstammen mag, wo ähnliche schuldlose Freuden sie beglückten,

welche späterhin Schicksal oder eigenes Verschulden in eben so viele Stacheln verwandelt haben. Besonders schien es sie gewaltsam zu ergreifen, wenn ich meines künftigen Aufenthalts in Fallowetz, und meines Jugendgespielen und Wohlthäters, des edlen Tengenbach, erwähnte. Ich unterließ es seitdem, aber es kam mir seltsam vor, wie so manche Eigenheiten und Widersprüche im Charakter dieser Frau. Man kann sie nicht rechtfertigen, wenn man ihr Treiben sieht, ja man kann sie kaum entschuldigen. Dennoch muß man ihr gut seyn, wenn man sie näher kennt; denn es liegt ein tiefer Grund von Edelmuth und von Größe, möchte ich sagen, in diesem durch Erziehung, oder, weiß Gott, welche Einwirkung ganz verschrobenen Gemüthe.

Wenn ich das recht überlege, wenn ich ferner die Schönheit und Anmuth ihrer Gestalt, ihre außerordentlichen Talente, und endlich ihre tiefe Leidenschaftlichkeit betrachte, so kann ich auch Fahrnau und seine vielen Vorgänger nicht so sehr tadeln, als sie es sonst wohl vor dem Richterstuhl der strengen Vernunft verdienten. Er hat lange gekämpft, und die Gefahr geflohen. Aber sie ist ihm nachgefolgt, sie hat ihm ihre ganze, unbesiegbare Liebe gezeigt, und Himmel und Erde bewogen, um ihn zuletzt unausweichlich in ihre Kreise zu bannen. So lange Eleonore um ihn lebte, hielt er sich leidlich zwischen Beiden. Jetzt ist er ganz in Rosaliens Schlingen. Er hängt an ihr mit der entschiedensten Leidenschaft, die durch Zweifel und Eifersucht noch höher angeregt, und zu heller Lohe aufgeflammt wird. Und dennoch! Was wird das Ende dieser unseligen Verirrungen seyn? Ich glaube es schon deutlich kommen zu sehen. Die Sicherheit sei-

nes Besitzes fängt an, Rosalien ruhiger zu machen, und Ruhe kann ihr unendlich beweglicher Geist nimmermehr vertragen. So sucht sie eine neue Beschäftigung, und jener Lothar kommt ihrem unstäten Gemüth sehr erwünscht. Er macht ihr nach seiner Art den Hof, und ich muß gestehen, diese Art ist eben so neu, als wirksam. Er hat damit angefangen, sich ihres Verstandes zu bemächtigen. Er tadelt sie, er lacht sie aus, er imponirt ihr, und läßt sie doch auf eine versteckte Weise errathen, daß es mehr als gesellige Unterhaltung sey, was er bei ihr sucht und findet. Sie fürchtet und achtet ihn, ihr lebendiger Geist findet die vollste Rechnung in seinem vielseitig gebildeten, durch Reisen und Erfahrungen bereicherten Verstand, in seinem treffenden Witz, in seinem regen Sinn für Alles, was in der Literatur aller kultivirten Nationen, deren Sprachen er größtentheils spricht, und mit Eleganz schreibt, sich auszeichnet, und ich fange an zu fürchten, daß Fahrnau's persönliche Vorzüge, seine Denkart und sein Herz nicht sehr lange ein Aequivalent für jene schimmernden Eigenschaften seyn werden. Zwar wird auch die neue Zuneigung, so kühl und ruhig sie jetzt scheint, bald in Rosaliens Gemüth neue Stürme von anderer, aber nicht weniger schmerzlicher Art erregen; nie aber wird sie dahin kommen, zu glauben, daß die Ursache ihres Unglücks in ihr selbst liegt. Eine unbändig hohe Meinung von sich macht jede solche Erkenntniß unmöglich. Sie hat sich vielleicht noch nie in ihrem Leben für strafbar, sondern nur stets für unglücklich gehalten, und so hört sie nicht auf zu fehlen und zu leiden. Betrachtungen dieser Art, die sich mir während meines Lebens um sie täglich aufdrängten, haben auf mich sehr

heilsam gewirkt. Ich lernte mich trotz meiner Beschränkungen und Entbehrungen für viel glücklicher preisen, als sie, der ihre Schönheit, ihr Talent, selbst ihr Reichthum, welcher durch die Möglichkeit, jede Laune zu befriedigen, ein unzählbares Heer derselben erzeugt, nur zu Hindernissen ihres wahren Glückes werden, und ich lernte demüthig die Wohlthat eines bescheidenen Sinnes erkennen, den ein dunkles Schicksal ausgebildet hat.

Gott hat nun dieses Schicksal zu Licht und Freude gewendet, und ich will recht innig beten, daß er mir diesen Sinn auch in der beseligenden Verbindung mit dem Geliebten meiner Jugend, und in so bequemen Lebensverhältnissen, wie die unsrigen durch Tengenbachs Güte seyn werden, erhalten möge. Du kannst nicht glauben, mit welcher Zartheit und zugleich mit welcher Freigebigkeit dieser edle Freund für alle Bedürfnisse seiner Lieben gesorgt hat. Es scheint nie, als gäbe e r, als wäre e r der Beglücker der Anderen. W i r sind es, die ihm durch Annahme dessen, was er uns so reichlich darbietet, eine wesentliche Gefälligkeit erzeigen, und Hermann reißt i h n aus einer Verlegenheit, indem er die Amtmannsstelle in Fallowetz annimmt. Daß er beiher mir seine Hand reichen, und Tengenbach zwei Menschen auf ewig glücklich machen kann, das scheint diesen nur wie eine glückliche Zugabe zu erfreuen; und dennoch zeigt der ganze Gang der Dinge, daß, Hermann zu beglücken, und ihn in die Möglichkeit zu setzen, den einzigen und liebsten Wunsch seines Herzens zu befriedigen, der Hauptzweck von Julius Großmuth gewesen ist.

O, meine Liebe! Welch ein Herz! Ich kann es nur mit dem meines und seines Freundes vergleichen. Zwar

sind sie an Sinnesart und Geistesrichtung sehr verschieden; aber so wie zwei Instrumente verschiedener Natur, von geschickten Künstlern in Einklang gebracht, nur eine desto lieblichere Harmonie hervorbringen, so scheint selbst das Ungleichartige ihres Grund-Charakters und ihres Temperaments, durch Erziehung und Liebe gleichgestimmt, ein innigeres Band zwischen ihnen zu weben, das Jahre und Trennung nicht aufzulösen, ja nicht einmal zu schwächen vermochten. O Therese! Ich sehe sehr frohen Tagen entgegen, und es soll für Hermann und mich der schönste Zweck unserer Bestrebungen seyn, wenn uns Julius, wie wir hoffen, zuweilen in Fallowetz besucht, einen Theil der seligen Stille und Zufriedenheit, die uns beseligt, in dies schöne und so wenig heitere Gemüth zu verpflanzen.

77. Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz, den 1. September 1811.

Was sind die Männer für fürchterliche Geschöpfe! Welchen Auftritt habe ich gestern erlebt! War das Fahrnau, der zärtliche, vertrauensvolle Freund, dieser zürnende Löwe, der den Gegenstand eines grundlosen Hasses zu vertilgen strebte?

Ich zittre noch, und bin, obwohl Stunden der Besinnung und Ruhe dazwischen liegen, kaum fähig zu schildern, was geschah. Aber ich kann es dir nicht verschweigen; denn ich besorge, daß es Einfluß auf mein ganzes Leben habe, und der Ton der gestern erschütterten Gemüther noch lange und grausend in meiner umnachteten Zukunft nachklingen wird.

Es war einer von den weichen, warmen, herrlichen

Sommerabenden, wo die Natur, in Düfte und Schimmer aufgelös't, alle unsere Sinne reger anspricht, und wo die Farbentöne des wolkenlosen Himmels, von dem brennendsten Roth auf den Gipfeln der Berge in ein glühendes Safrangold, von dort durch unnachahmliche leise Schattirungen in das sanfteste Grün, und endlich in reines Blau verschmelzend, uns den gleichungslosen italischen Himmel mit seinen Zaubertinten, und die tiefe Bedeutung des Lebens hinter den Alpen, wovon wir in unserm strengen Klima uns keinen Begriff machen können, mit sehnsüchtiger Wonne zurückrufen. Lothar kam zu mir: Sie müssen mit mir, gnädige Frau! Sie müssen in's Freie. Der Abend ist so schön, daß man einmal gar nicht glaubt, in Deutschland zu seyn. Lassen Sie uns hinausfahren, und in der mildschmeichelnden Abendluft vergessen, wo wir leben, und uns in's Götterland der Künste und großen Geister träumen!

Seine Equipage stand vor dem Hause. Es war sechs Uhr. Ich wußte, daß Ludwig vor halb neun Uhr nicht kommen konnte, warf den Shawl um, und stieg in froher Erwartung einer köstlichen Stunde in den Wagen.

Wir kamen in's Freie, an den herrlichen Strom. Die Landschaft glühte im Abendschein, die Berge umzog vergoldeter Duft, die üppige Hauptstadt lag in Glanz und Schimmer, Lerchen trillerten, wilde Schwärme von Mükken zogen in tanzenden Säulen vor uns hin, Alles schien in Wonnegefühl und Behagen aufgelöset. Wir wandelten am Ufer hinan, die Eindrücke der reichen beglückenden Natur in allen ihren Tönen, Farben und Gestalten begierig in uns aufnehmend. Lothar war sehr heiter. Sein lebhafter Geist spielte wechselnd um verschiedene

Gegenstände, jeden im eigenthümlichen Licht kräftig auffassend, und in überraschender Darstellung zeigend. Mit Lust folgte ihm der meinige, durch Ernst und Spott, durch Tadel und Anerkennung. Kühn und genialisch schien er Alles durcheinander zu werfen, und doch ließen sich die scheinbar verworrenen Massen befriedigend sondern, und feste Gestaltungen, helle Begriffe von Recht und Unrecht, Wahrheit und Wahn gingen daraus hervor, und stellten sich wie leuchtende Säulen vor dem Blick des Geistes auf, der von ihnen, wie von unverrückbaren Höhen herab, sich in dem untenliegenden Gewühl des menschlichen Treibens und Irrens zurecht finden konnte.

Wir hatten jetzt den Maierhof erreicht, der am Ufer in einer höchst anmuthigen Lage zwischen hellgrünen Wallnußbäumen reinlich und bequem hervorblickte. Lothar sandte den Jäger voraus, zu fragen, ob Erfrischungen zu haben wären. Bald war ein Tischchen am Ufer gedeckt, wo ein vereinzelter Arm des Stromes mit stillwiederholtem Murmeln an das sandige Gestade schlug. Zwischen den Blättern des Nußbaums schimmerte das glänzende Abendroth durch, und die Dämmerung sank in leisen Düften auf die weite reiche Gegend. Ein hübsches junges Weib brachte köstlichen Kaffee mit reiner Sahne. Wir genoßen, schwatzten, die Viertelstunden flogen hin, es fing an zu dunkeln. Du glaubst nicht, wie es Lothar in seiner Gewalt hat, uns in lebendiger Bewegung des Geistes über eine beschränkende Gegenwart hinaus vor hohe Ansichten des Lebens zu führen, und über den großen Angelegenheiten der Menschheit das vereinzelte, zerfallene Streben irriger Gemüther vergessen zu machen.

Da rührte der Klang der Abendglocke aus dem Dorfe

hinter dem Hügel an mein Ohr. Die Töne zogen ahnend durch die dunkelnde Luft. Es war etwas Geheimnißvolles, Andächtiges darin, und nicht ohne Regung sah ich die Bauersfrau seitwärts tretend ein Kreuz schlagen, und, wie es hier zu Lande bei'm gemeinen Manne Sitte ist, ein Gebet mit still sich bewegenden Lippen hersagen. Aber in dem Augenblick, wo die Frau sich mit freundlichem Abendgruße zu uns wandte, fiel es mir auf's Herz, daß ich eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war. Ich schlug Lothar vor, zurückzukehren. Er fand den Abend so schön, die Zeit so früh. Ich mußte bleiben. Wir machten noch einen Gang am Ufer hin. Jetzt hörte ich ein Viertel über acht Uhr schlagen. Meine Verlegenheit wuchs. Ludwig konnte etwas früher kommen, er konnte mich mit Lothar in seinem Wagen sehen. Das wollte ich durchaus nicht. Aber Lothars sicheres Betragen und sein durchdringender Blick hielten mich scheu zurück. Ich fühlte die Unmöglichkeit, ihm zu gestehen, was mich dränge, eben so lebhaft, als die gebietende Pflicht, ihn und seinen Feind fern von einander zu halten. Meine Gedanken richteten sich mit peinlicher Gewalt auf diesen Einen Punkt. Alles Uebrige, die schöne Gegend, der milde Sommerabend mit seinen Sternen, traten in fernes Dunkel. Ich war zerstreut und nicht mehr im Stande, das Gespräch ordentlich fortzusetzen. Ja selbst die tiefe Ruhe um mich wurde mir drückend; sie schien, der ängstlichen Bewegung in meinem Inneren spottend, recht geflissentlich sich immer tiefer und weiter um uns auszudehnen, während die Schläge der Uhr unaufhaltsam fortgingen, und eine Minute nach der andern verrann.

Jetzt schlug es halb neun Uhr. Es war der letzte

Augenblick, wenn ich dem allerschmerzlichsten Begegnisse entkommen wollte. Ich wußte keinen andern Rath, als Lothar noch einmal dringend zu bitten, daß er in die Stadt zurückkehren möchte, weil ich fürchtete, daß die feuchte Luft am Strome mir weh thäte. Er ließ meinen Arm los, sah mich einen Augenblick scharf an, und sagte dann mit jener Artigkeit, die ihm zuweilen zu Gebote steht: Gnädige Frau! Ihr Wille ist mein Gesetz, und das größte Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft und in dieser lieblichen Gegend genießen könnte, hört auf eines zu seyn, sobald Ihre Gesundheit dadurch gefährdet wird. Er betonte das Wort stark, und ich sah ein Lächeln um seine Lippen schweben.

Der Wagen kam. Wir stiegen ein, und mir fiel eine Zentnerlast vom Herzen. Der Kutscher fuhr unerträglich langsam, der Weg war steinig, meine Beklemmung legte sich von neuem auf meine Brust, und das Gespräch, welches eine Weile lebhafter geworden war, stockte von neuem. Als wir in's Stadtthor fuhren, war Alles finster in den Straßen, die Laternen brannten, die Nacht hatte ihren Thron aufgeschlagen, und mit langsamen Schlägen gab die Thurmuhr der Domkirche neun Uhr an. Ich glaubte zu vergehen. Ich befahl dem Kutscher am hintern Thor meines Hauses in der kleinen Straße zu halten. „Warum denn?“ entgegnete Lothar. Das vordere Thor ist zuweilen um diese Zeit verschlossen. „Wirklich? Das habe ich nie bemerkt.“

Ich schwieg. Jetzt lenkte der Wagen um die Ecke, und rollte mit großem Gerassel durch die wiederhallende Straße. Ich sprang schnell auf. „Darf ich das Vergnügen haben, Sie auf Ihr Zimmer zu begleiten, gnädige

Frau? Ich fürchte, Sie sind nicht wohl, die Abendluft scheint Sie angegriffen zu haben, und es könnte —"

Das Herz erstarrte mir bei diesem Anerbieten. Abzulehnen war es nicht. Stumm, zitternd ging ich an Lothars Arm die Treppe hinauf.

Mein Gott! Gnädige Frau! Was fehlt Ihnen? rief er mit sichtlicher Besorgniß. Er unterstützte mich, er trug mich beinahe bis an den Salon. Ich sah Licht in meinem Schlafzimmer, Ludwig war da — und nur zwei Thüren schieden den bittersten Feind von ihm.

Ich versicherte Lothar, dessen Sorgfalt, so peinlich sie mir fiel, mich dennoch rührte, daß ich nichts als Wärme und Ruhe bedürfe, weil die kalte Luft mir Krämpfe gemacht habe, und daß ich mich sogleich zu Bette legen würde.

Kalte Luft! wiederholte er mit schneidendem Ton: nun über Empfindungen läßt sich nicht streiten. Leben Sie wohl, gnädige Frau! Verschlafen Sie Ihre Krämpfe! Ich werde mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen.

Er ging, und ich athmete auf, wie einer, der zum Tod verurtheilt und begnadigt worden war.

Noch stets zitternd ging ich auf mein Kabinet zu, wo ich die Lichter hatte brennen sehen. Ich öffnete, unbewußt, was ich Ludwig sagen, wie ich seinen Vorwürfen begegnen wollte. Das Zimmer war leer. Die Kammerjungfer kam. Fahrnau war da gewesen, er hatte geforscht, gefragt — er mochte wohl geahnet haben — und war fortgestürzt, ohne daß Nannettens Antwort, die schon früher überhaupt vorbereitet war, ihn bedeuten konnte.

Welche neue Angst! Welcher unermeßliche Kreis unangenehmer Möglichkeiten that sich vor mir auf! Hatte uns Ludwig vielleicht auf der Straße gesehen? Hatte er mit Jemand gesprochen, der uns begegnet? Hatte er Lothar im Hause getroffen?

Ganz verstört warf ich mich auf's Sopha. Da flog die Thüre auf, und Ludwig trat ein. Er sah sich wild um. Wo ist er? rief er.

Wer? antwortete ich so gefaßt, als möglich.

Wer? wiederholte er mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte: der, mit dem Sie die schäferliche Spazierfahrt machten, um dessentwillen ich eine halbe Stunde auf Sie warten mußte.

Ich verstehe dich nicht.

Sein Wagen steht noch vor dem Hause. Er ist hier. Wo hält er sich versteckt? Sein Auge rollte fürchterlich, seine Wange glühte.

So hatte ich ihn noch nie gesehen. Ludwig! sagte ich, indem ich mit großer Mühe mein inneres Zittern verbarg: wahrlich, du thust mir Unrecht. Es ist Niemand bei mir. Ich war aufgestanden, und ging auf ihn zu. Er stieß mich von sich. Schlange! rief er: wo ist dein Buhle?

Das gab mir mein Selbstgefühl wieder. Auf solche Reden habe ich keine Antwort, sagte ich, mich unwillig abwendend.

Er hörte mich nicht. O! rief er: er wird nicht weit seyn, und ich werde ihn finden. Mit diesen Worten riß er den Dolch aus dem Bambusrohr, das er gewöhnlich trägt, und stürzte an mir, die ihn aufhalten wollte, vorbei zum Zimmer hinaus.

Die Möglichkeit, daß Lothar, mir unbewußt, dennoch im Hause seyn könne, weil sein Wagen noch nicht fortgefahren war, die Vermuthung, daß er Verdacht geschöpft habe, und warten wollte, um zu sehen, um wessentwillen ich so dringend zurückzukehren gewünscht, und die Betrachtung, was geschehen würde, wenn Ludwig in seiner Wuth auf ihn träfe, erhoben sich mit so tödtlichen Schrecken in mir, daß ich wankte, und zusammensank.

Mathilde kam. Sie hob mich erschrocken auf, sie klingelte, man brachte mich auf's Sopha, und mein Bewußtseyn kehrte nur zurück, um mich mit den fürchterlichsten Ahnungen zu quälen.

Endlich trat Ludwig in's Zimmer. Sein Anstand war gelassener, sein Auge rollte nicht mehr so wild, er sah mich in dem leidenden Zustand, in welchen sein Zorn mich versetzt hatte.

Nach und nach schmolz die leidenschaftliche Wildheit seines Blickes in weicheren Ausdruck, der Stahl kehrte in seine Scheide zurück, und er trat mir näher. Niemand sprach, auch Mathilde nicht, die mit dem Ausdruck der Mißbilligung in ihren ernsten Zügen mir thätig, aber finster Hülfe leistete.

Auf einen bittenden Blick von mir entfernte sie sich, aber ein leises Schütteln ihres Hauptes konnte mir nicht entgehen. Das Alles mit dem Bewußtseyn, welches Unglück ich ohne meine Schuld hätte anrichten können, stürmte auf mich ein, und meine Thränen brachen hervor. Ludwig stand starr, und sah mich an.

Was soll ich von dir halten? sagte er endlich. Warum weinst du?

Ich konnte nicht antworten. Der unsichere Ton seiner Stimme, der zwischen Zorn und Mitleid schwankte, regte mein Innerstes auf. Meine Thränen floßen noch stärker.

Sally! Sally! rief er: bring' mich nicht um den Ueberrest von Fassung, den diese Auftritte mir noch gelassen haben! Wem soll ich glauben? Deinen Thränen, oder dem Argwohn in meiner Brust?

Ich streckte die Hände zu ihm empor: kannst du zweifeln, daß ich dich treu liebe?

Treu? rief er: Du bist mit dem Niederträchtigen spazieren gefahren.

Lothar hat mich begleitet. Ich bin nicht gewohnt zu läugnen. Du hast mir niemals eine gänzliche Zurückgezogenheit zur Pflicht gemacht.

Er wollte mich unterbrechen. Ich fühlte, was er sagen konnte, und setzte hinzu: Alles, was ich mir zu Schulden kommen lasse, ist das längere Außenbleiben. Aber der Abend war warm und schön, und konnte ich Lothar sagen, warum ich zurückkehren sollte?

Er biß sich in die Lippen. Du hast Recht, sagte er, und ich war ein Thor! Aber ich besinne mich, daß ich heute früher bei Hofe seyn muß. Leb' wohl! — Er war fort.

Da saß ich mit staunendem Auge und geöffneten Lippen, noch lange auf den Fleck hinstarrend, wo er verschwunden war. Ich wollte ihm nacheilen, aber meine Füße trugen mich nicht. Ich sank zurück, meine Gedanken verwirrten sich, es ward dunkel vor meinen Augen, ich klingelte, und brachte eine Nacht voll geistiger und körperlicher Leiden zu.

Bertha! Bertha! Was soll aus dieser Verwirrung werden? Wie wird das enden? Ich kann und darf, selbst um Ludwigs willen, Lothars Rache nicht reizen, ich kann Ludwig nicht zu billigeren Ansichten stimmen, und stehe unsicher und gepeinigt zwischen Beiden!

Was gestern geschah, kann wieder geschehen; was Ludwig gestern vergebens suchte, kann er ein andermal finden, und wie dann? O, ich kenne mein Geschick! Die unschuldigsten Regungen, die unbedeutendsten Verhältnisse, die Andern fröhlichen Genuß gewähren, werden nur mir zu Gift! Ich soll nie, nie glücklich werden!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Schriften

Bd.: 26

Stuttgart 1828

P.o.germ. 1077 a-25/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116283-7